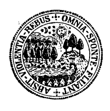
# Geisteskultur

## Monatshefte der Comeniusgesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von Ludwig Keller
Herausgegeben von Artur Buchenau

35. Jahrgang - Viertes/Fünftes Heft
April/Mai 1926




Berlin und Leipzig 1926
Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung
Begründet 1892 von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller
Vorsitzender: Oberstudiendirektor Dr. Buchenau, Charlottenburg 5, Schloßstraße 46

Die Mitgliedschaft wird durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. (In- und Ausland.) Die Beitragszahlung kann erfolgen:
1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postscheckamt Berlin Nr. 21295
2. direkt an die Geschäftsstelle der C.-G. in Berlin W 10, Genthinerstr. 38 i. H. Walter de Gruyter & Co.
3. bei jeder Buchhandlung in Form des Zeitschrift-Abonnements.
Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Heften. Die Hefte sind auch einzeln käuflich.

35. Jahrgang

# Inhalt:

Heft 4/5



Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags

Manuskripte werden erbeten an die Redaktion: Frl. Eva Wernick Berlin W, Genthinerstraße 38.
Jährlich erscheinen 10 bis 12 Hefte. Preis des Jahrgangs M. 20.—.

# Nationales und Universales in Kultur und Wissenschaft[1]).

Von L. Aschoff.

National und international werden als unüberbrückbare Gegensätze angesehen. Die Internationalität erscheint dem nationalen Gefühl fast wie ein Verbrechen, die nationale Beschränkung dem internationalen Denken als längst überlebte Rückständigkeit. Und doch haben beide ihre Berechtigung. Es gibt keine Ausdrucksform des Lebens der Völker, welche nicht neben dem nationalen auch internationale Werte besäße. Aber das Gewicht und die Stärke dieser internationalen Werte und die Art, wie sie übermittelt werden, ist auf den verschiedenen Gebieten des Volkslebens ganz verschieden.

An zwei Ausdrucksformen dieses Volkslebens, der Zivilisation und der Kultur, läßt sich das am besten zeigen. Unter Zivilisation verstehen wir die gesellschaftliche und politische Organisation eines Volkes, d. h. die mehr praktische, unter Kultur die geistige Ausdrucksweise seines Eigenlebens. Die Zivilisation ist in ihrem innersten Wesen demokratischer, die Kultur aristokratischer Natur. Jeder wirklich große Künstler, Schriftsteller, Dichter, Musiker ist geborener Aristokrat. Je höher die Zivilisation in einem Lande steht, um so gleichförmiger wird die gesellschaftliche Ausdrucksform, um so ausgeschliffener das politische System, um so allgemeiner die Art der öffentlichen Verkehrsmittel.

Der Grad der Zivilisation ist im wesentlichen abhängig von dem materiellen Wohlstande, von der Ungestörtheit des äußeren Lebens. Daher ist es selbstverständlich, daß gerade diejenigen Völker, die frei von feindlicher Invasion bleiben und sich eines relativ großen materiellen Wohlstands erfreuen, auch die ausgeprägteste Form der Zivilisation haben.

Die Zivilisation eines Volkes muß, wenn sie international wirken will, vor allem für das praktische Leben vorbildlich sein, so in bezug auf die Wohnungshygiene, Verkehrsmittel, Kleidung, Verwaltung. Vorwiegend handelt es sich dabei um technische Probleme. Da die Einrichtungsgegenstände usw. kaufbar sind, so wirkt die Zivilisation wie der Handel international. Aber sie verpflichtet nicht. Denn sie bleibt im wesentlichen ein Geschäft. Daher kann man auch zivilisatorische Einrichtungen zwangsweise, d. h. schließlich mit Waffengewalt einführen. So sind zahlreiche, kulturell reich begabte, aber zivilisatorisch

[1]) Dieser Vortrag ist gehalten vor japanischen Hochschülern in Japan und zuerst erschienen bei G. Fischer in Jena (Vorträge über Pathologie). Wir drucken ihn hier mit gütiger Erlaubnis des Autors ab.

niedriger stehende Völker mit Gewalt einer anderen Zivilisation unterworfen worden. Ich erwähne nur die Indianer Nordamerikas. Solche gewaltsam zivilisierten Völker pflegen an der Zivilisation zugrunde zu gehen. Im Namen der Zivilisation anderen kultivierten Völkern Gesetze vorschreiben zu wollen, ist ein Zeichen von Unkultur. Auch verstößt ein solches Vorgehen gegen das Grundgesetz aller Völkerverständigung, die kulturelle und politische Selbstbestimmung. Die Zivilisation erweist sich darin oft als der größte Feind der internationalen Beziehungen. Hinter ihr verbirgt sich gewöhnlich nichts anderes als der geschäftliche Neid. So wurden sogar Kriege im Namen der Zivilisation geführt. Der Sieger kann dem Besiegten bestimmte politische Verwaltungsformen, bestimmte wirtschaftliche Verkehrsformen aufzwingen und, so lange er die Macht hat, durchsetzen. Das alles scheint sich mit dem Begriff der Zivilisation zu vertragen.

Ganz anders die Kultur. Die Kultur, der geistige Gesichtsausdruck eines Volks, kann nicht mit Gewalt einem anderen Volke aufgedrückt werden. Das ginge nur durch Mischung zweier Völker. Die Kultur kann nur als wertvolle Gabe angeboten werden. Sie ist als ein Geschenk zu betrachten, an dessen Besitz man sich nur freuen kann, wenn jedes Empfinden des Zwanges dabei fortfällt. Es bleibt nur das Gefühl der Dankbarkeit, der Verpflichtung. Denn die Werte der Kultur sind nicht in materiellen Gegenwerten zu bezahlen. Nur in der reicheren Entwicklung der Kultur des fremden Volkes unter ihrem anregenden Einfluß kann eine Kultur den Lohn für ihre Hingabe erblicken. Daher ist jede echte und große Kultur — so national sie auch geformt sein mag — auf internationale Beeinflussung eingestellt und führt selbst ihren Ursprung auf andere internationale Befruchtung zurück. Im Namen der Zivilisation Kriege gegen ein Kulturvolk zu führen, ist ein Verbrechen, im Namen der Kultur solche zu führen, wäre eine Sinnlosigkeit. Jeder Anhänger und Vertreter wahrer Kultur dient dem Frieden. Kann die allgemeine Kultur der Völker auch die Kriege, welche der Zivilisation entspringen, nicht verhindern, so kann sie helfen, deren Folgen zu mildern. Sie wird dem blinden Wüten des Siegers, welcher auch nach dem Kriege die Kultur des Besiegten zu vernichten droht, entgegentreten. So bleibt die Kultur in ihrer Selbstlosigkeit der Vorkämpfer übernationaler Beziehungen.

Religion, Kunst, Literatur und Wissenschaft sind die vier Hauptträger der Kultur. Jedes große Kulturvolk oder jeder große Kulturkreis, wie es richtiger heißen sollte, hat seine besondere, für seine geistige Struktur passende Religionsform ausgeprägt. Das Abendland die christliche, der arabische Kulturkreis den Islam, der indisch-asiatische den Buddhismus. Da kein Volk gleichartig zusammengesetzt ist, wird es stets Raum für andere Religionsformen haben. So kennt das Abendland Buddhisten und Ostasien Christen unter der einheimischen Bevölkerung. Solche friedliche Durchdringung bedeutet für den wahrhaft religiösen, d. h. denjenigen, der Gott sucht, nur Vertiefung und Aneiferung. Wenn ich besonders von dem Christentum spreche, so nur deswegen, weil ich selbst Christ bin und mir die Verhältnisse am besten bekannt sind. Aber

ich weiß sehr wohl, daß das, was für das Christentum gilt, auch für den Islam usw. gültig ist. Konnte ich doch auf einer Tagung der internationalen Frauenliga für den Völkerfrieden der Vertreterin der Türkei nur zustimmen, wenn sie sagte, es wäre ein Unrecht der westlichen Kulturvölker, den internationalen Frieden stets nur im Namen Christi zu fordern, man sollte ihn im Namen Gottes fordern. Was nun das Christentum im Besonderen betrifft, so ist sein Völker umspannender Einfluß ebenso bekannt wie der des Mohamedanismus und Buddhismus. Ich möchte nur daran erinnern, daß schon während und erst recht nach dem großen Weltkriege es die Weltvereinigung junger christlicher Männer war, welche den Studentenschaften der europäischen Zentralmächte die nötigen Mittel zur Linderung ihrer großen sozialen Nöte zur Verfügung gestellt hat. Ich kann hier nicht dankbar genug rühmen, was schwedische, holländische, amerikanische, chinesische und japanische christliche Studenten für unsere studierende Jugend getan haben. Ich war selbst Vorsitzender der sogenannten Studentenhilfe, die an allen deutschen Universitäten eingerichtet war. Hier werden die Studenten in besonderen Speisehallen mit billiger Nahrung, in besonderen Verkaufsräumen mit billigem Schuhwerk, Kleidungsgegenständen, Schreibmaterial, in einer Bücherei mit Lehrbüchern zu herabgesetzten Preisen usw. versehen. Andere Einrichtungen bestanden, um den Studenten durch Schreibmaschinenschreiben, durch Vermittelung von Arbeiten in Bergwerken, Stauanlagen, Fabriken, Orchestern, Restaurants Gelegenheit zum Verdienen der nötigen Unterhaltsmittel zu geben. Überall half hier die sogenannte europäische Studentenhilfe der Vereinigung christlicher junger Männer. Sie sandten uns die Nahrungsmittel für unsere Küchen, Gegenstände für den Bekleidungsbedarf, Schreibmaschinen für unsere Schreibstuben. Als Vorsitzender weiß ich am besten, wie wertvoll uns diese Hilfe gewesen ist. Aber auch unter gewöhnlichen Verhältnissen bewährt sich der völkerüberbrückende Gedanke in der Vereinigung christlicher junger Leute. Habe ich doch gehört, daß hier in Japan und in China von ihr besondere studentische Klubs eingerichtet werden, die allen Nationen offen stehen. Auch auf deutschen Universitäten bemüht man sich, derartige Klubs zu schaffen, in welchen der Ausländer den deutschen Studenten und umgekehrt kennen lernen kann.

Über die internationalen Beziehungen der verschiedenen Religionsgemeinschaften brauche ich nichts weiteres hinzuzufügen. Auch hier hat der Krieg und die Nachkriegszeit die Herzen der Menschen sich öffnen und zur brüderlichen Liebe bereit finden lassen. Bei einem Besuch des Vorstandes der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten in New York sah ich, wie weit sich ihre Liebesarbeit, fast über alle europäischen Staaten bis weit nach Rußland hinein, erstreckte. Was wir in Europa den Quäkern Nordamerikas für die Speisung unserer hungernden Kinder verdanken, kann gar nicht laut genug gepriesen werden. Es war nicht so sehr der pekuniäre Wert der Unterstützung — dieser bildete nur 1 Proz. der Mittel, welche das deutsche Volk selbst durch Veräußerung seines Besitzes für die Linderung seiner Not aufbringen mußte — sondern die Art des Gebotenen, nämlich Kakao, Milch, Zucker, Reis, d. h.

Nahrungsmittel, die in Deutschland überhaupt nicht oder nur sehr wenig zu haben waren. Und dieser Liebesdienst geschieht ohne verpflichten zu wollen. Das ist die wahre internationale Arbeit der Religionsgemeinschaften. Sobald diese aber versuchen, mit irgendwelcher Gewalt kirchliche Einrichtungen und Gebräuche, religiöse Formeln und Kenntnisse andersdenkenden Menschen aufzuzwingen, treiben sie vielleicht Zivilisation, aber niemals Kulturarbeit, und die gewaltsame Bekehrung fordert immer ihre Opfer, auch von denen, die mit Gewalt bekehren wollen. Missionsarbeit muß aus reiner Liebe geschehen und freiwillig angenommen werden, sonst wird die Mission Dienerin der Gewalt und damit ein Geschäft. Nicht umsonst hat Christus die Geldwechsler aus dem Tempel gejagt.

Kunst und Literatur sind als internationale Erziehungsmittel zu bekannt, als daß ich hier genauer davon zu sprechen hätte. Wo wäre ein Volk, das sich rühmen könnte, eine ganz selbständige, von anderen Völkern unbeeinflußte Kunst oder Literatur erzeugt zu haben! Für Europa läßt sich die Linie von Vorderasien und Ägypten über Hellas bis in die modernste Zeit verfolgen. An der Aufdeckung dieser alten Beziehungen sind alle europäischen Völker gleichwertig beteiligt, und das gleiche gilt für die Entwicklung der indisch-ostasiatischen Kunst. Je mehr wir uns dabei prähistorischen Perioden nähern, um so mehr zerfließen die Grenzen des Nationalen. Hier tritt uns die Menschheit mehr und mehr als etwas ungegliedertes oder erst in der Zergliederung begriffenes entgegen. Alle Wissenschaften, welche sich mit der Frage nach dem Ursprung der Menschheit und ihren Vorfahren beschäftigen, die Anthropologie und Ethnologie, bedürfen der internationalen Zusammenarbeit der von verschiedenen Nationen herkommenden Forscher. Ganz das Gleiche gilt für die Paläontologie und Geologie, für die Astronomie und Geophysik. Haben doch die letzten Jahre erst wieder einen glänzenden Beweis dieser internationalen Zusammengehörigkeit geliefert, als es galt, die Einsteinischen Behauptungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ist doch Einstein selbst, obwohl seiner wissenschaftlichen Laufbahn nach ein Deutscher, der allgemeinen internationalen Huldigung auch in Japan teilhaftig geworden. Wie sehr die Nationen auf Zusammenarbeit in dem Studium der Gestaltung unserer Erdoberfläche angewiesen sind, beweist nichts eindringlicher, als das fürchterliche Unglück, welches jetzt vor einem Jahr dieses blühende Land heimgesucht hat. Wer über die Geysers im Yellowstone-Park gewandert, das neuerstandene St. Franzisko gesehen, auf den Hawaiislands die toten und lebenden Krater bestaunt hat, die furchtbaren Folgen des Erdbebens in Yokohama und Tokio in Augenschein nehmen konnte, der fühlt so recht die Ohnmacht der kleinen Menschheit gegenüber den Naturgewalten. Wenn sie zu reden beginnen, schweigen alle nationalen Gegensätze. Das hat auch Japan im vorigen Jahre erfahren dürfen. Ich freue mich zu hören, daß unser an sich so verarmtes Vaterland doch noch ein größeres Geschenk an Büchern für die zerstörte Bibliothek der Kaiserl. Universität in Tokio hat aufbringen können. Es ist eine bescheidene, aber von herzlicher Teilnahme getragene Gabe.

Unter diesen Büchern werden zweifellos die naturwissenschaftlich-technischen und die medizinischen eine Hauptrolle spielen. Damit komme ich zu dem Gebiete, auf dem ich selbst mehr zu Hause bin. In einem deutsch-japanischen Verein, welcher eine japanisch-deutsche Zeitschrift für Wissenschaft und Technik herausgibt, über die Bedeutung der technischen Wissenschaften für die Völkerbeziehungen zu sprechen, erscheint mir überflüssig.

Auf der Tenyomaru, die mich von St. Franzisko nach Yokohama brachte, fuhr ich mit mehreren japanischen Ingenieuren, darunter einem Brückenkonstrukteur zusammen. Er kam wie die anderen aus Europa und Amerika zurück. Er hatte in den Vereinigten Staaten und in Deutschland die neuesten Fortschritte auf diesem Gebiete mit größtem Interesse studiert. Für sein japanisches Empfinden war es charakteristisch, daß er die neu erbaute Spreebrücke bei Berlin als das Sehenswerteste erklärte, weil sie nicht nur technisch vollkommen, sondern auch künstlerisch einwandfrei wäre. Er als Japaner verstand den Wert des Ästhetischen auch in der Technik. Japan wird selbst dafür sorgen, daß ihm die europäisch-amerikanische Zivilisation die Ästhetik seiner Städte und Landschaften nicht verdirbt. Die Technik hat natürlich vorwiegend praktische Seiten und dient darin mehr der Zivilisation als der Kultur. Es war mir interessant, von einem bekannten japanischen Journalisten, den ich auf dem Schiffe traf, zu hören, daß er auf dem Gebiete des Zeitungswesens die beste Technik in England, die größte wissenschaftliche Vertiefung in Deutschland gefunden habe. Auf dieser 17 tägigen Fahrt über den Stillen Ozean habe ich nicht nur das Meer, sondern auch zahlreiche völkerverbindende Kulturträger kennen gelernt. Unter ihnen natürlich auch Mediziner. Mit Recht hebt Eucken in einem Aufsatz Ihrer Nichidoku-Gakugei hervor, daß gerade die Naturwissenschaften und Medizin den breitesten Raum darin einnehmen müssen, weil sie mit ihrem immer neuen Tatsachenmaterial den geistigen Austausch am leichtesten ermöglichen. Außerdem hat die Medizin überall das gleiche Objekt der Forschung, die Krankheit, und soweit sie ein praktisches Fach ist, das gleiche Objekt der Behandlung, den kranken Menschen. Freilich sind die Krankheiten nicht überall auf der Erde die gleichen. Man spricht von einem regionären Vorkommen, z. B. des Kropfes. Was ist da natürlicher, als daß die Erfahrungen des einen Landes über allgemein vorkommende Krankheiten mit denen des anderen ausgetauscht, die regionär begrenzten Krankheiten umgekehrt von den Forschern aller Nationen an Ort und Stelle studiert werden. Ich nenne als schlagende Beispiele nur die Malaria, das Gelbfieber und die Kakke. Solche unbedingt notwendige Zusammenarbeit der Ärzte ist aber nichts Neues. Die Geschichte der Medizin zeigt uns die Ausbreitung der hellenischen Medizin über das ganze Mittelmeer, ihre enge Verwandtschaft mit der altägyptischen Medizin, ihre Verpflanzung nach Indien durch die Kriegszüge Alexanders des Großen. Bei all den verschiedenen und bunten Völkern des römischen Kaisertums gab es nur eine Medizin, die griechische, die Medizin des Galen. Unter ihrem Einfluß stehen wir auch heute noch. Als die Araber die vorderasiatischen Kulturländer eroberten und Konstantinopel bedrängten, übernahmen sie, durch Ge-

walt oder Friedensvertrag, reiche wissenschaftliche Schätze auch aus der Bibliothek des Byzantinischen Kaiserreichs. Durch die von ihnen ausgeführten Übersetzungen der Werke eines Aristoteles, Hippokrates, Galen, Soranus wurden sie für die abendländische Kultur gerettet. Dort erlebte die griechische Medizin unter dem Einfluß der Renaissance ihre Wiedergeburt, aber auch ihre Weiterentwicklung durch die Reformatoren der Anatomie Vesal, der Physiologie Harvey, der Chirurgie Ambroise Paré, des klinischen Unterrichts Boerhaave, der experimentellen Biologie von Haller. Alle Kulturvölker Europas sind an dem weiteren Ausbau der Medizin gleichmäßig beteiligt. Von Europa aus erfolgte die Verpflanzung nach Ostasien, besonders nach Japan. Hier fand sie ebenso rührige Mitarbeiter wie im alten Europa. Wir alle aber — auch hier in Japan — leben und denken noch heute in Hippokratischen und Galenischen Gedankengängen, wenn wir von humoralen Einflüssen, von Solidarpathologie, von Konstitution und Disposition reden. Wir sind als Mediziner auf der ganzen Welt Kinder einer einzigen Mutter, der Medizin von Hellas. Darum muß der wirkliche medizinische Forscher, welcher die Entwicklung seiner Wissenschaft vom höheren Standpunkt aus betrachten will, möglichst der griechischen Sprache mächtig sein, um in die wundervollen Schöpfungen der klassischen Hellenistischen Periode eindringen zu können. So sehen wir, daß die Medizin nicht nur eine internationale, sondern eine übernationale und, zeitlich betrachtet, die ehrwürdigste Wissenschaft ist.

Was liegt also näher, als daß die Medizin auch heute noch als Führer in der internationalen Berührung der Völker wirkt. Es gibt, glaube ich, kaum eine Wissenschaft, die so viele internationale Verbände und Zeitschriften aufweist, als die Medizin. Jedes ihrer Fächer hat bereits seine internationalen Kongresse, so die Anatomie, die Physiologie, die Chirurgie, die Pathologie usw. Dazu kommen dann die internationalen Kongresse der Gesamtmedizin. Ich werde nie meine eigene Teilnahme an dem Berliner und Londoner Kongreß vergessen. Auf dem ersten sah ich als junger Assistent Männer wie Bard, Chantemesse, Foà, Grawitz, Marchand, Ziegler, in gemeinsamer eifriger Erörterung des Zellenproblems bei der defensiven entzündlichen Reaktion. Auf dem Londoner Kongreß konnte ich selbst als gereifter Mann zusammen mit Keith, Mackenzie, Lewis, His, Koch über die anatomisch-klinischen Ergebnisse der Tawaraschen Arbeit über das Reizleitungssystem des Herzens sprechen. Welch ein erhebendes Bild gemeinsamer Kulturarbeit! In London wurde beschlossen, den nächsten internationalen Kongreß in München, den übernächsten wahrscheinlich in Tokio abzuhalten. Fr. von Müller wurde zum Vorsitzenden des Münchener Kongresses gewählt. Mir selbst fiel die bescheidenere Würde des Vorsitzenden der wissenschaftlichen Museumsvereinigung zu. So wertete man damals die deutsche Medizin. Wir standen bereits in den Vorbereitungen zu diesem Kongreß. Da kam der Krieg. Wir Deutschen verloren unsere nationale Freiheit. Was wir aber als wertvollstes Gut gerettet haben, ist das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit aller Deutschen, die Gewißheit des Wertes deutscher Kultur. Man hat freilich geglaubt, auch nach dem

Kriege noch der deutschen Kultur einen tödlichen Stoß versetzen zu müssen, man hat in Paris beschlossen, die deutschen Gelehrten in Zukunft nicht mehr zu internationalen Vereinigungen zuzulassen. Man glaubte, durch diese gesellschaftliche Ausschließung — also durch eine zivilisatorische Maßnahme — eine Kultur sozusagen aus der Welt schaffen zu können. Wie verfehlt und sinnwidrig dieses Mittel war, brauche ich vor diesem Kreise nicht auseinanderzusetzen. Die deutsche Kultur und Wissenschaft wird durch einen solchen Beschluß nicht getroffen. Sie arbeitet mit dem gleichen Ernst der Wahrhaftigkeit, mit der gleichen Opferwilligkeit des Idealismus an ihren Problemen weiter wie vor dem Kriege. Mögen die Mittel einfacher und bescheidener geworden sein, wir sind überzeugt, daß unsere Wissenschaft, besonders die Medizin, auch mit ihnen würdige Ergebnisse zeitigen kann. Mehr als auf die wissenschaftliche Ausstattung der Institute, kommt es auf den leitenden Gedanken an. Und hieran wird es der deutschen Wissenschaft — so hoffe ich — nicht fehlen. Wir Deutschen haben uns aufrichtig gefreut, zu sehen, daß Japan das erste Land war, welches diese Versündigung am Geiste wahrer Kultur schmerzlich empfand und aus den Reihen seiner führenden Gelehrten Einspruch gegen diesen Beschluß laut werden ließ. Erst nach dem gemeinsamen, in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift veröffentlichten Beschluß der japanischen medizinischen Gesellschaften zugunsten der Zusammenarbeit mit der deutschen Medizin haben wir deutschen Professoren die japanischen Kollegen wieder in unsere Institute aufgenommen. Ein seine nationale Ehre so hochhaltendes Volk wie das japanische wird dieses unser Verhalten durchaus verstehen.

Jetzt haben die Russen, die Engländer und auch ein Teil der Amerikaner entgegen dem Pariser Beschluß internationale medizinische Fachkongresse mit den Deutschen abgehalten. So erweist sich auch hier die Medizin in ihrem internationalen Kulturwert stärker als jeder nationale Haß. Es war mir eine große Freude, im vorigen Jahr dem ersten allgemeinen russischen Pathologentag in Petersburg beiwohnen zu können. Dort, wie später in Moskau, traf ich nicht nur Fachkollegen, mit denen man die verschiedenen, gleich interessierenden Probleme besprechen konnte, sondern ich traf auch alte Freunde. Denn das ist das Schönste an der Wissenschaft, daß sie die in der Sprache, in den Sitten und Gebräuchen gegebenen Grenzen der Völker aufhebt und auch zwischen Angehörigen einander fremder Nationen wirkliche Freundschaften entstehen läßt, die sich nicht auf das wissenschaftliche Können, sondern auf die Persönlichkeit stützen. Dann zeigt sich, daß bei allen Völkern edle und wahre Menschen zu finden sind und daß der Gedanke der allgemeinen Menschlichkeit in solchen Gestalten verwirklicht wird. Ich werde gerade in dieser Beziehung die in Tokio verlebten Tage nie vergessen.

Denn was ich im vorigen Jahre in Rußland, Finnland, Schweden erleben durfte, sollte in diesem Jahr in den Vereinigten Staaten und in Japan neue Wirklichkeit werden.

Der Entschluß zur Reise war nicht leicht, die Frage, ob ihre innere Berechtigung vorhanden sei, wog schwer, aber, was ich nach gefaßtem

Beschluß zu finden gehofft hatte, fand ich in reichem Maße, mit einer einzigen verschwindenden Ausnahme in England, nämlich die nötige Achtung, nicht meiner Person, sondern dem Vertreter deutscher Wissenschaft gegenüber.

Wo ich auch war, in New York, Philadelphia, Pittsburg, Rochester, St. Francisco, Los Angeles, Colorado Springs, Salt Lake City, überall aufrichtige herzliche und ehrenvolle Aufnahme, die — das fühlte ich — wohl der deutschen, insbesondere auch deutsch-österreichischen Medizin im allgemeinen galt. Immer wieder tönten Fragen an mein Ohr nach dem Ergehen der Professoren in Wien, Leipzig, Berlin, München, Heidelberg, Hamburg usw. Wie oft hörte ich, daß die nächste Reise der betreffenden Frager Deutschland und Österreich gelten sollte. Man dürstete förmlich nach der Wiederaufnahme der alten wissenschaftlichen Beziehungen zwischen hüben und drüben und hegte den Wunsch, möglichst oft deutschen Gelehrten Gelegenheit zu geben, den Amerikanern von ihrer Wissenschaft zu erzählen.

Und nun Japan. Dies Land liegt nicht so nah vor der Tür Europas, daß man mit jährlich sich wiederholenden Besuchen deutscher Professoren rechnen darf. Ein Jeder von uns muß dankbar und froh sein, wenn er einmal im Leben Gelegenheit findet, mit den Vertretern der japanischen Wissenschaft in deren eigenem Vaterlande in persönliche Berührung zu kommen. Aber gerade weil ein solcher Besuch etwas so Seltenes ist, ist er um so wertvoller. Erst durch unmittelbares Kennenlernen der Arbeitsstätten, sowie der materiellen und und psychischen Bedingungen, unter denen die Arbeit geleistet werden muß, lernt man den Erfolg richtig einschätzen. Man lernt auch verstehen, warum bei den einzelnen Völkern bald dieser, bald jener Zweig der Medizin besonders gepflegt, in ihm Besonderes geleistet wird. Freilich muß man, um das zu können, auch die historische Entwicklung der betreffenden nationalen Medizin, ihre historische Abhängigkeit von anderen Medizinen kennen.

So hat Deutschland die pathologisch-anatomische Forschung von Italien, zum Teil auch von Frankreich übernommen, sie dann aber unter Rokitansky und Virchow zu einer geschlossenen Größe entwickelt, welche es Österreich und Deutschland ermöglichte, sowohl für die nordischen Länder (Schweden, Norwegen, Dänemark) als auch für Rußland der Lehrmeister in der pathologischen Anatomie zu werden. Es wäre meiner Meinung nach ganz töricht zu behaupten, dies oder das Volk ist Führer in der Medizin oder hat am meisten für die Medizin getan. Vielmehr haben alle Kulturvölker ihr Bestes gegeben. Und wenn in Deutschland gerade die pathologische Morphologie eine besondere Pflege fand, so können wir für England die Nervenphysiologie, für Frankreich die Immunbiologie, für Amerika die experimentelle Zoologie und Vererbungslehre als besonders bevorzugte theoretische Gebiete zur kurzen Kennzeichnung erwähnen.

Auch für die klinischen Gebiete ließen sich wohl gewisse Besonderheiten in der Anlage, Schulung oder Überlieferung der Völker nachweisen. So bin ich um so lieber nach Japan gekommen, um an Ort und Stelle zu sehen, nach welcher bevorzugten Richtung sich hier die theoretische und praktische Medizin

zu entwickeln beginnt. Vielleicht wird darüber erst in Jahrzehnten ein Urteil möglich sein.

Aber schon heute steht fest, daß die japanischen Mediziner eifrige Mitarbeiter an den internationalen Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung sind. Auch hier wird sich aus Geschick und Anlage heraus ein stärkeres Zusammenarbeiten bald mit diesem, bald jenem Volk ergeben. So hat Japan sich auf der einen Seite Deutschland, auf der anderen England und Amerika zu gemeinsamer Arbeit angeschlossen. Es wird damit die mehr universell-idealistisch deutsche Richtung mit der mehr technisch-spezialistisch eingestellten amerikanischen Arbeitsmethode zu vereinigen bemüht sein. Freilich hat das seine Grenzen. Besonders im Unterricht wird sich das zeigen. Hier muß zwischen der einen oder der anderen Methode gewählt werden.

Jedes Volk muß am besten selbst wissen, welcher Arbeitsmethode es zur Ergänzung der eigenen Anlagen am meisten bedarf. Wir können nur wünschen und hoffen, daß die brüderliche Zusammenarbeit der deutschen und japanischen Medizin, die so viel gute Früchte gezeitigt, auch von der nach uns kommenden Generation gerecht gewürdigt wird. Die Vereinigung, in der ich hier spreche, scheint mir durch ihre Existenz die sichere Gewähr dafür zu geben.

Damit bin ich am Ende. Was ich am Anfang sagte, kann ich hier wiederholen. Kulturgeschenke verpflichten nicht zu materiellen, sondern zu ideellen Gegenleistungen. Die jüngere Wissenschaft soll sich der älteren würdig zeigen. Die jüngere Wissenschaft darf die Ehre der älteren nicht antasten lassen, denn es ist ihre eigne Ehre. Beides darf ich auch auf die deutsche und japanische Medizin anwenden. Beide sittlichen Forderungen hat die japanische Medizin der deutschen gegenüber zu erfüllen gesucht, auch dort, wo es ihr nicht leicht gemacht wurde. Uns Deutsche freut nicht nur das Denkmal, welches den Begründern der Tokyoer Medizinischen Fakultät, Baelz und Skriba gesetzt worden ist, sondern auch die sinnvolle Art, in der man einen Virchow und einen Koch zu ehren verstanden hat. Ebensogut verstehen wir die gleiche Würdigung eines Jenner, eines Pasteur seitens der japanischen Fakultäten. Damit zeigt sich Japans Medizin als eine wahre Hüterin japanischer Kultur, welche auch die der fremden Länder zu würdigen versteht. Ich habe mich überzeugt, daß der Krieg daran nichts geändert hat.

Deshalb stehe ich hier als Vertreter der deutschen Wissenschaft, um der japanischen meine Anteilnahme und Anerkennung zu erweisen. Japanische junge Gelehrte haben in großer Zahl in Deutschland studiert. Sie nehmen jetzt die ersten Stellen an ihren einheimischen Universitäten ein und haben einer selbständigen japanischen Wissenschaft die Wege geebnet. Und darüber hinaus hat mir die wissenschaftliche Zusammenarbeit mit meinen japanischen Kollegen auch das möglich gemacht, was sehr viel schwerer ist, einen Blick in ihr Innenleben zu tun. Das war die große Gegengabe des Vertrauens, welches die Grundlage jeder wahren Freundschaft bilden muß. Und dieses Vertrauen ist die schönste Frucht jeder internationalen Kulturarbeit. So schließe ich mit dem Wunsche, daß in Zukunft nie wieder die Zivilisation das zerstöre, was die Kultur aufgebaut hat.

---

# Jugend und Bühne.

Von Dr. Hans Lebede.

In stärkerem Maße als je zuvor wird bei der Neuordnung des höheren Schulwesens in Preußen Wert auf die kunsterziehliche Einstellung aller Lehrfächer gelegt. Was auf den nun ein Vierteljahrhundert zurückliegenden drei Kunsterziehungstagen in Dresden (1901), Weimar (1903) und Hamburg (1905) in vielerlei Anregungen zur Behandlung künstlerischer Fragen auf den Gebieten der Sprache und Dichtung, der Musik und der bildenden Künste gegeben wurde und — naturgemäß — in seiner praktischen Anwendung ganz von der mehr oder weniger dafür interessierten Einzelpersönlichkeit des Lehrers abhing, wird nun zum erstenmal als *wesentlich* gefordert und in amtlichen Verlautbarungen festgelegt: womit die lange belächelten Bestrebungen Einzelner ihre „Rechtfertigung" erfahren, freilich auch zugleich allerlei Bedenken gegen die Art auftauchen, in der bisher Uninteressierte sich mit den ihnen neuen Aufgaben werden abzufinden suchen. Es wird Sorge dafür zu tragen sein, daß richtige Einführungs- und Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen und genutzt werden und den gutgemeinten, aber schlecht gekonnten „Neuerungen" ein Ende gemacht wird, die in „Ausschmückung" der Klassenräume durch die Kinder, in „Aufführungen" und an „Aufsageabenden" sich gar erschrecklich verfolgen ließen und oft genug gerade deshalb unverständigem Beifall begegnen, weil sie Kunst und Kitsch verwechselten. Wer den Dingen nahesteht, wer die zu dramatischen Darstellungen gern verwendeten Erzeugnisse der sogenannten „Schulbühnen"- oder „Jugendbühnen"-Verleger kennt, vermag nur mit tiefstem Bedauern an die vielen unnütz, oft gar schädlich verschwendeten Kräfte zu denken, aus denen bei richtiger Einstellung der Beteiligten sehr viel Gutes hätte gewirkt werden können.

In richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Dinge hat schon vor ein paar Jahren das Berliner „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" zu einer Behandlung des ganzen Fragenkomplexes „Jugend und Bühne" aufgerufen und in einer Tagung und einer bedeutsamen Buchveröffentlichung Klarheit über Aufgaben und Möglichkeiten zu schaffen gesucht. Ausgegangen wurde dabei von dem Gedanken, daß weder die Befassung mit den erwähnten minderwertigen Machwerken in Frage käme (deren Durchprüfung im Frühjahr 1922 von etwa 2000(!) Spielen nur ganz wenige, ein Jahr später bei offenbar milderer Beurteilung knapp 5% als brauchbar erwies), noch die weitreichende Neigung, das Berufstheater möglichst genau zu kopieren. — In dem von Geheimrat Ludwig Pallat und mir herausgegebenen Buche „Jugend und Bühne", dessen erweiterte Ausgabe 1925 bei F. Hirt in Breslau erschienen ist, habe ich darauf hingewiesen, daß diese Neigung nicht eben neu ist und in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" bereits begegnet. Vom Puppenspiel aus gewinnen dort Kinder die Lust zu eigenem Theaterspiel, an dem als charakteristischer Zug der Kindheit hervorgehoben wird, daß sie „aus

allem alles machen können und sich die augenscheinlichsten Quiproquos nicht irren lassen"; allmählich fällt das Drollige ihrer ersten Unbefangenheit weg; den größten Verderb aber bringt dann eine Gesellschaft von Komödianten unter sie, die in der Stadt anlangt: und gar bald haben die jungen Menschlein „diese Krähen der fremden Federn berupft, um sich selbst damit auszustaffieren. Tritt, Stellung, Ton werden unmerklich nachgeahmt, und sie machen sich allerseits wohl hinterher eine Ehre daraus, wenn jemand ihrer Zuschauer so fein ist, zu finden, daß sie akkurat wie dieser oder jener Schauspieler anzusehen seien". Genau das Gleiche begegnet nun noch heute: bald wird von Schule wegen ein Berufsschauspieler bemüht, die „Einübung" zu übernehmen, bald läßt sich wenigstens der eine oder andere der jugendlichen Spieler seine Rolle von einem solchen privatim einstudieren, bald auch genügt das häufigere Sehen dieser oder jener Bühnengröße schon, um ihr abzugucken, wie sie sich räuspert und wie sie spuckt. Ergebnis: Unkindlichstes, Kopiertes statt des erwünschten Eigenen; Publikumserfolg im schlimmen Sinne des Wortes — denn dieses „Publikum" weiß ja leider zumeist *nicht*, worauf es ankommt! —, und Meilenferne von jeder wirklichen „Kunsterziehung".

Wie es anders werden kann? Nun, das mag man in jenem Buche nachlesen, in dem sich alle ernsthaft mit der Frage befaßten Leute geäußert haben. Man wird sehen, daß die Grundeinstellung bei allen die gleiche, eben skizzierte ist: weg von der Nachahmung, hin zum Eigenwüchsigen; daß aber viele Wege zum gleichen Ziel führen und es nur darauf ankommt, jeweils den für die besonderen Spielkreise gangbarsten herauszufinden. Nicht als allein selig machende und darum sklavisch nachzuahmende Muster, sondern nur als Beispiele für das, was mit sehr verschiedenen Mitteln erreicht werden kann, erreicht worden ist, will ich ein paar Spiele beschreiben, in denen sich uns Bestes zu verkörpern scheint.

In *Wickersdorf* hat *Martin Luserke* als Leiter der Freien Schulgemeinde viele Jahre lang die Betätigung der Kinder auf dem Gebiete der darstellenden Kunst geleitet: sie sollte helfen, die den meisten (nicht nur Jugendlichen!) eignenden Hemmungen bei Herausstellung ihrer eigensten Wesenheit zu überwinden, sie freizumachen zu körperlicher Ausdrucksfähigkeit. Darin liegt begründet, warum das *körperliche* Spiel, die *Bewegung* in erster Linie gepflegt ward — das Sprachliche kam leicht zu kurz dabei. Ist das an sich natürlich ein Mangel, so war es im besonderen Falle deshalb nicht so schlimm, weil der sprachlich festgelegte Text nur als Unterlage für die Bewegung diente und weil meist nicht dichterisch hochbedeutsame Werke von Ewigkeitswert dargestellt wurden, sondern eigens für den Zweck geschriebene Spiele Luserkes, der seine Darsteller ganz genau kannte und ihnen die Rollen auf den Leib paßte. Wie Shakespeare, wenn der Hinweis gestattet ist. Und er darf es um so eher sein, als auch Shakespeare in Wickersdorf viel gepflegt wurde; freilich nicht der „Problemdichter", sondern der Lustspieldichter, der eine Fülle von Figuren in Bewegung setzt, um aus ihnen den farbigen Abglanz des Lebens zu gestalten. „Shakespeare-Aufführungen

als Bewegungsspiele" heißt denn auch ein diese Reihe von Aufführungen behandelndes und auch für die Berufsbühne ungemein anregendes, darum von ihr wenig beachtetes Buch von Luserke, das im Verlag von Seifert in Stuttgart-Heilbronn erschienen ist.

In Wickersdorf sah ich Luserkes Märchenspiel „Der gläserne Spiegel". Sah es in einem ganz einzigartigen Theaterraum: ein alter Dachboden war dazu hergerichtet. Links und rechts vor der Bühne die Zuschauer, zwischen ihnen ein Gang für Aufzüge und Abgänge der Spielenden freigelassen. Zu beiden Seiten, auf die Dachsparren gekauert, Kopf an Kopf, die Schüler und Schülerinnen, erwartungsvoll des Spiels harrend, das sich auf einem dafür besonders hergerichteten Raum im vorderen Drittel des Bodens und durch einen daran angeschlossenen langen Gang entwickelt. Sein Inhalt: eine alte Fabel von der Prinzessin, die ihre Hand nur dem reichen will, der ihr überlegen ist, und vom Sieg des für viel zu einfältig geltenden treuherzigen Burschen, der Mitleid mit aller lebenden Kreatur hat und sich dadurch die Hilfe des Raben, der Hunde und der Füchsin gewinnt. Seine Darstellung ganz auf Körperspiel gestimmt: Hereintoben übermütiger Mädchenschar oder feierlicher Einzug der Hofchargen, individualisiertere Gruppe des Bauern mit seinen drei Söhnen, deren jüngster am Ende die Braut heimführt; entwickelte Mimik, erstaunliche Gelenkigkeit und Beweglichkeit, ausdrucksvollstes Tanzspiel — etwa, wenn die Prinzessin den auf der Mondsichel versteckten Werber wieder zu sich herunterzwingt.

Der Gesamteindruck: hier ward das Theaterspiel zu einer wahrhaft festlichen Angelegenheit aller Beteiligten — ob sie mitwirkten oder nur zuschauten; hier war eine wahrhafte Theatergemeinde, eine Gemeinschaft — nicht eine Trennung, wie sie sonst durch die Rampe zwischen Bühne und Zuschauerraum bewirkt wird; hier war aber zugleich etwas so Eigenartiges, so ganz aus dem Geiste des Kreises Anteilnehmender (und nur dieses Kreises) heraus Gewachsenes, daß es sich nicht so ohne weiteres auf anderen Ort und andere Spieler übertragen ließe.

Inzwischen ist Martin Luserke von der langjährigen Stätte seines Wirkens geschieden und baut Neues auf der Nordseeinsel Juist auf: da soll denn auch eine allen interessierten Kreisen dienliche und zugängliche Versuchs- und Lehrbühne entstehen, von der reichste Anregung zu erwarten steht...

Andersgeartet, aber in vieler Beziehung von weiter reichendem Einfluß, weil nicht so unbedingt an den Geist nur seines Entstehungskreises gebunden, ist die Hamburger Arbeit am Jugendspiel, die Anna Helms und Julius Blasche seit anderthalb Jahrzehnten leisten.

Sie gingen aus von der Bestrebung, altes Volksgut mit all seinen Eigenheiten und Anregungen auf neuschöpferische Weise, die weder in Gewandung noch in Bewegung etwas „nachmachte", in einer Gruppe junger Leute erstehen zu lassen, die sich zu den „Geestländer Tanzkreisen" zusammen-

schlossen. Sieht man sie (viel zu selten außerhalb Hamburgs!), so geht einem immer wieder das Herze auf vor dieser von aller Dilettanterei und Maskerade weit entfernten Gestaltung bester Gefühle aller Zeiten und aller Länder, die uns immer wieder mit dem Zauber ihrer Jugendfrische umfängt. Aber bei diesen Tänzen ist es nicht geblieben: Anna Helms und Julius Blasche wollten von der alltagentrückenden Tanzfreude auch etwas in die Klassen einer Hamburger Mädchen-Volksschule hineintragen und haben dann weiter zur Ausgestaltung ganzer Spiele im Tanz angeregt. Von der Art, wie sie solche Aufgaben mit ihren Kindern lösten, gab die Aufführung der „Prinzessin bei den Zwergen" eine gar köstliche Probe: herausgegriffene und zu neuer Einheit ohne ermüdende Wiederholung gleicher Motive, gleicher Vorgänge zusammengefügte Szenen, in denen das durch den Wald irrende Schneewittchen an das Haus der Zwerge kommt, es erst von außen umlauscht, sich dann hineinwagt und nun in dem beseligenden Gefühl des Geborgenseins unter schützendem Dach, des Entronnenseins aus aller Unheimlichkeit des düstern Waldes, ihren Jubel in einen Tanz ausströmen läßt, bis die Natur ihr Recht fordert und sie mit Schlaf umfängt. So finden die heimkehrenden Zwerge sie und freuen sich der ihnen bescherten Hausfrau, die nun nächsten Tages schon der ränkevollen Stiefmutter erliegen soll: die naht als Apfelfrau und lockt und verführt zum Zugreifen — und die Zwerge haben diesmal schweres Herzeleid, als sie um die Totgeglaubte stehen und sie aufbahren und klagen... bis mit froher Musik der Prinz herannaht, dessen Kuß das Mägdlein neu erweckt.

Das Ganze ist zu Weberscher Musik mit den allereinfachsten szenischen und kostümlichen Mitteln, lediglich kraft der von den im Spiel lebenden Kindern ausgehenden Suggestion, zu sehr starker und reiner Wirkung gebracht. Dabei ist keine Rede von irgendwelcher Dressur, sondern es wird durchaus fühlbar, wie die Kinder aus der nur angeregten Phantasie Eigenes geben, das nur einmal geweckt werden mußte...

Freilich gehört dazu eine enge Verbundenheit der Lernenden mit den Lehrenden, eine über das bloße Schüler- und Lehrersein hinausreichende menschliche Verständigung, wie sie nicht gar zu oft anzutreffen sein möchte. Wie es sie allenfalls vor dem Kriege noch häufiger gab als nachher, weil früher Sache einzelner Persönlichkeiten war, was nachher auf dem Wege der Verordnung allgemeingiltig werden sollte und deshalb mißlingen mußte. Vertrauensverhältnisse, menschliches Zusammenstimmen lassen sich nicht reglementmäßig erzwingen: das bedachten die Väter der Schulgemeinden und Schülerräte leider nicht. Und darum führte ihr Bestreben zur Vereinzelung, statt zur erhofften Verallgemeinerung solcher schon früher bestehenden idealeren Schulverhältnisse. Dies nebenbei. Genug, daß in der Schule Blasches der Ton herrscht, der Vorbedingung für das Gelingen auch seiner künstlerischen Bestrebungen ist (und der nicht immer ungefährdet geblieben ist, wie sich aus dem Hefte „Menschenfrühling" von Blasche in den „Büchern der Bewegung" [Lichtkampf-Verlag, Kettwig a. d. Ruhr] ersehen läßt).

War „Schneewittchen", wie auch ein zu Mozartischer Musik gegebenes „Aschenbrödel", reines Tanzmärchen ohne Zuhilfenahme des gesprochenen Wortes, so sind Anna Helms und Julius Blasche dann wieder einen Schritt weiter gegangen und haben das „Dornröschen" als Tanz- und Sprechspiel sehr glücklich bearbeitet. Die Musik von Koehler-Wümbach umrahmt und durchzieht mit Vorspiel, Lied und Tanz die Handlung, die in geschickter Hernachnahme der Begegnisse bei Dornröschens erstem Geburtstagsfeste erst kurz vor dem verhängnisvollen Einschlafen des ganzen Hofes einsetzt und die hundert Jahre des Schlafes durch einen zu mehrstrophigem Lied geschrittenen Tanz der Dornen vorstellbar macht.

Letztes gaben die Blasches mit einem von ihren Geestländern dargestellten „Marienkind". Auch hier wieder nur ein Ausschnitt: wie das Marienkind in den Himmel geführt, wie es dort freudig empfangen und zu munterem Spiel geleitet wird, wie es dann, aller Warnung trotzend, die verbotene Türe öffnet und zur Strafe solchen Ungehorsams aus dem ewigen Reiche scheiden und in das irdische zurückkehren muß. Aber in diesem Ausschnitt alles, was an Empfindungen und Eindrücken das ganze Märchen durchzieht — und in dieser wieder auf das Wort verzichtenden, rein tänzerischen Gestaltung eine Leistung von solcher ergreifenden Kraft, wie sie vorher noch nicht gegeben ward.

Und nun ein ganz ander Bild: Gemeinschaftsschule in Niederschönhausen bei Berlin, Abteilung „Jugendbühne". Besondere Note: Improvisationen dramatischen Spiels. Der Vorgang etwa so: ein Märchen wird gelesen, die Kinder denken es sich aus dem Epischen ins Dramatische um und beginnen nun sogleich die Darstellung auf ihrer einfachen Schulbühne, einem vorhangumschlossenen erhöhten Spielpodium. In ihren eigenen Worten, die je nach der Besetzung sehr verschieden ausfallen: etwa lehnte ein Junge die Zumutung, das „Kind mit den Sterntalern" im Walde liegen zu lassen und nur das Geld fortzunehmen, entrüstet ab mit den Worten: er sei ein Mensch und ein Christ und begehe solche unmenschliche Tat nicht — während hinterher ein anderer den gleichen Vorgang mehr gutmütig-scherzhaft erklärte: „Nee, das wird mitgenommen — neugierig bin ich, was nu die Olle sagen wird!". Es erhellt aus dem einen Beispiel, worauf es ankommt: Wiedergabe mit eigensten Mitteln, ohne alle Beeinflussung durch Erwachsene, allenfalls geleitet durch die von den anderen zuschauenden Kindern geübte Kritik. Der Zweck: Erhaltung jener eingangs mit Goethes Worten umschriebenen Fähigkeit, „aus allem alles machen zu können", Erhaltung der sonst zu leicht gefährdeten Unbefangenheit kindlichen Spiels bis zu dem Augenblick, da durch eigene Übung erworbene Fertigkeit ganz vorsichtig und behutsam an anderen Aufgaben, an geformten Stücken, an Kunstdichtungen erprobt werden darf. So steht etwa am andern Ende dieser Entwicklungslinie eine Szene aus dem „Tell" — nicht Theaterabklatsch, sondern Umsetzung in eigene Welt, so wie etwa, wenn der Vergleich es deutlicher machen kann,

der Maler des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit sich die Vorgänge der Bibel in seine vertraute Umgebung überträgt, Salome als Nürnberger Patrizierfräulein auftreten oder durch das Fenster des Stalles zu Bethlehem den Blick auf die Straße einer mittelalterlichen Stadt gehen läßt. Und das scheint mir die nicht am wenigsten bemerkenswerte Art, an das Problem des Jugendspiels heranzugehen und es zu einer wieder anderen, aber recht sinngemäßen Lösung zu bringen, um die der Leiter dieser Jugendbühne, Karl Hahn, so unablässig wie erfolgreich bemüht ist.

Es ist nicht die Absicht, das Thema hier zu erschöpfen. Nur zu eigenem Nachdenken möcht ich alle anregen, die diesen Dingen entweder ganz fern stehen oder sie bisher in ihren überlieferten Formen kritiklos hingenommen haben. Und ist erst dafür einmal der Sinn geweckt, so läßt sich wohl ein andermal auch noch über die Fragen reden, die eng damit zusammenhangen: wie nämlich die dramatische Dichtung im Unterricht behandelt, wie Kenntnis von den Theaterverhältnissen vermittelt werden muß, auf die sie bei ihrer Entstehung Rücksicht zu nehmen hatte; wie die Stellung des modernen Theaters zu den Werken vergangener Tage sein muß; endlich: wie dieses moderne Theater am zweckmäßigsten den jungen Menschen zu erschließen ist. Wobei es ohne grundsätzliche Verdammung der beliebten „Schülervorstellungen" dann nicht wird abgehen können...

## Der Beruf des Naturalismus in der jüngsten deutschen Dichtung.

Von Ernst Bowinckel.

Das alte Ansehen, das die „Natur" als ursprüngliche Kraft für die eines geschichtlichen Ablaufs müden Geister besitzt, hat diesen Namen „Naturalismus" geschaffen. Diesem gefühlsmäßigen Gehalt mischen sich um 1887 Vorstellungen bei, die „Natur" mit Naturwissenschaft in eins setzen, und andere, die „Natur" in gewissen ursinnlichen, meist geschlechtlichen Empfindungen suchen, und wieder andere, die „Natur" in Volksschichten größerer Naturnähe zu wittern meinen. Solche trübe Mischungen verbieten es, aus dem Namen für eine „Richtung" eine brauchbare Aufklärung zu schöpfen. — Gemeinsam ist allen Vorstellungen der Begriff oder doch das Gefühl des Neuen, das im Gegensatz zu dem Alten, Gebräuchlichen und Verbrauchten steht; den Charakter dieses Neuen bestimmt die Art der Auseinandersetzung zwischen Ich Welt. Als die Aufklärung ihr Gefüge dünner Verstandesbegriffe ausgebaut hatte, als die Rechtfertigung Gottes aus einer rationalen Welt abgeschlossen schien, entdeckte das Ich die unbegreifbaren Gründe in sich und der Welt als ein neues Gebiet, das mit dem ganzen Wesen durchforscht und durchkostet werden

müsse. Die beginnende Auseinandersetzung vollendet die Aufklärung, indem sie ihr den Garaus macht. Mächte von ungeahnter Kraft und Fülle stehen jetzt einander gegenüber: in der Geschichte der Dichtung heißt dieser „Naturalismus" Sturm und Drang. In Schiller wurde der Sturm und Drang zum klassischen Ethos, in Goethe zum klassischen Pathos. Als er aus dieser Schule entlassen war, zerflossen ihm Ich und Welt im romantischen Wechselspiel. Der gefüllte Augenblick, in dem das Sturm- und Drang-Ich sich zusammengeballt hatte, das in eine heroische Wirklichkeit eingesenkte Ideal, in dem das klassische Ich ausgeruht hatte, spaltet sich in eine märchenähnliche oder magische Welt des fernen Geschehens und ein Ich der Sehnsucht, das sie haschen will.

Eine zweite Art der Auseinandersetzung durchläuft in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ähnliche Phasen: die stürmende Dichtung des Jungen Deutschlands beruhigt sich im Realismus eines Keller, einer Droste-Hülshoff und ihrer Nachfahren, um wiederum in der gewaltigen Erscheinung Hebbels dualistisch aufzubrechen. In dieser Periode handelt es sich um das Recht des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft, um die Ansprüche der religiösen oder politischen Systeme an das Individuum.

In dem Naturalismus nun, über dessen Beruf wir einiges sagen möchten, wird eine wiederum anders geartete Auseinandersetzung, die radikalste bis dahin, sichtbar. Die entschleierte Seele will der vom Nebel befreiten Welt nahe kommen. Hüllenlos machte sich das Ich, indem es sich geschichtslos machte. Als ob diese beiden ewigen Partner und Feinde sich noch niemals vorher erkannt, noch nie zuvor mit einander gerungen hätten, stehen sie sich in staunender Hoffnung gegenüber. Als ein Komplex von vorher nie geschauten Gegenständen wird die Welt gesehen: nichts als sie selbst, wie sie nun endlich und wirklich sein soll, darf gelten. Die Kunst, d. h. die rein aufflammende Seele, will Natur werden. Gehorsam will sie nun die Mittel, die „Reproduktionsbedingungen", anwenden, die ihr die Unmittelbarkeit des scheinbar unterwürfig hingenommenen Weltbildes anbietet. Dieser Wille zur Welt entzündet eine seltsam einseitige Aufmerksamkeit. In dem Glauben, keine eigenen Auffassungswerkzeuge, keine aus der Seele stammenden Kategorien mitzubringen, schneidet das Dichter-Ich seine Stücke aus der Welt. Diese wieder zerlegt es in die Erscheinungen zuckender kleiner Zeitabschnitte. Die Angst, man könnte ein Quadratzentimeter des Raumes versäumen, eine Minute der Zeit unterschlagen, treibt in immer neue Gegenständlichkeiten hinein, schafft sich übersteigernde Aufmerksamkeiten auf sinnliche Eindrücke, auf das Gebärdenspiel, das Seelisches verrät. So arbeitet sich der Naturalismus in seiner grundsätzlichen Form heraus: es ist der Naturalismus der Anschauung. Anschauung bedeutet nicht allein die Tätigkeit des Auges, sondern auch die aller andern Sinne, aber die „Vision" überwiegt. Dieser Urnaturalismus hat etwas Unbekümmertes: er muß es haben, um er selbst zu sein. Sobald er anfängt zu wissen, was er eigentlich tut, beginnt seine Auflösung.

Und er tut doch etwas wesentlich anderes, als er zu tun meint. Er benutzt dieselben dogmatischen Mittel, die er an der verfehmten Dichtung der

Väter verdammte. Inhaltlich freilich unterscheiden sich seine Mittel von den Ideen, Idealen, Grundsätzen, Doktrinen, ästhetischen Gesetzen der Vorfahren: aber sie sind nicht weniger herrschsüchtig in ihrer Abstraktheit. Der Naturalismus läßt seine Weltaufnahme durch die vermeintlichen Naturgesetze der Vererbung und Anpassung leiten: er meint, reiner Spiegel zu sein, und deutet das sich Spiegelnde schon in der Apperzeption. Die Menschenerscheinungen werden zu Reihen von vererbten Eigenschaften geordnet, zu Ergebnissen der Umgebung gestaltet. Die „Naturgeschichte" des Einzelnen, der Familie, des Geschlechts verwandelt sich in ein Schicksal; wie sie, die durch das „Milieu" Vergesellschafteten, einander verhaftet sind, das gibt die epische Fülle, die dramatische Spannung. Die Verdichtung der Weltstücke zur Dichtung verwandelt sich aus dem Nichtweglassen des „Sekundenstils" in ein begriffliches Netz, das über die sichtbar werdenden Menschen und Dinge geworfen wird. Aus dem Programm des Naturalismus wird eine geistige Stilform. Ausländische Autoritäten wie Tolstoi, Ibsen, Zola helfen zur Bildung einer Theorie. Was der Naturwissenschaft eine Hilfskonstruktion war, damit sie ihrem Kausalgesetz, ihrem vermeintlichen, treu bleiben könne, wirkt sich in der Dichtung als Motiv aus und droht schon bald eine eintönige und konventionelle Übung zu werden. An dieser Stelle setzt der Impressionismus ein und errettet den Naturalismus der Anschauung aus den Fesseln seines Dogmas, indem er dieses Dogma über sich hinausführt.

Bevor wir der Entwicklung des Impressionismus nachgehen, muß dem Naturalismus der Anschauung der des Mitleids gegenübergestellt werden. Die Leidenschaft des Aufnehmenden hat sich in der Anschauung nie erschöpfen können: gesucht wurde doch das Herz der Menschheit, der verborgene warme Sinn des Lebens. In einer Unterströmung erlaubt sich der zur kühlen Anschauung Entschlossene doch ein wenig Selbstbedauern, ein wenig enttäuschten Schmerz mitten in den heldenhaft festgehaltenen Notwendigkeiten. Solch verbotenem Selbstleid entgeht auch Arno Holz nicht; ebensowenig Kretzer oder Clara Viebig oder wen man sonst nennen mag. Die gefühlsmäßig pessimistische Grundströmung ist dann von Gerhart Hauptmann als Naturalismus des Mitleids an die Oberfläche geführt worden. Damit gewann sie eine neue Würde. Wie bei Schopenhauer das Mitleid die einzige und letzte Möglichkeit ausmacht, eine Sittlichkeit in der aus dem dunklen Weltgrund aufsteigenden, naturgesetzlich gebundenen Menschenwelt zu stiften, so schenkt das Mitleid allen unentrinnbaren Härten des Ablaufs den warmen Glanz des Menschlichen. Es dringt aus dem Herzen des Dichters in seine Geschöpfe hinein. Er schafft gewissermaßen Reservatterritorien in dem weiten Herrschaftsgebiet der Vererbung und Anpassung. Aber noch mehr: es durchdringt die Gebiete selbst und wandelt sie um. Der oft bemerkte Pendelschlag der naturalistischen Menschendarstellung, der zwischen Elend und Glorie, zwischen Abgrund und Erhöhung, zwischen Gebundenheit in die Massenpsyche und goldumsäumter, edler Einsamkeit, läßt die Zeiger der Dichtung auf neue Werte weisen. Und so erfüllt der Naturalismus eine zweite der ihm gestellten Aufgaben: er führt zum Symbolismus der Neuromantik unmittelbar hin. Indem die Neuromantik den ursprünglichen Monis-

mus der naturalistischen Weltanschauung dualistisch auflöst, vollendet sie in lückenloser logischer Abfolge den Naturalismus des Mitleids.

In der dritten Form des Naturalismus nimmt das anfänglich eingebettete Selbstleid die Gestalt des Trotzes an. Der aber entlädt sich zunächst im Gedanken. Der reine Typus dieser Richtung ist Richard Dehmel: er hat in der Auswirkung dieses Naturalismus des Gedankens manche Nachfolger gehabt. Man nennt sie nicht mehr Naturalisten, sondern Expressionisten. Unmittelbar deutlich ist auch hier der Beruf des Naturalismus. Die Kunst des Eindrucks, der in seiner überwältigenden Kraft verarbeitet werden will, wird zur Ausdruckskunst. Im Gegendruck gegen die Mächte der Vererbung und Anpassung erwächst noch mitten im Naturalismus eine Selbstbehauptung des Ich gegenüber der bedrängenden Welt. Ein trotziger Individualismus kann nicht anders als zur Idee flüchten: mit ihr ringt er die Sklaverei des Blutes und der Gesellschaft nieder. Genau diesen Weg ist auch Nietzsche gegangen, als er sich vom Positivismus seiner zweiten Periode zum Übermenschen wandte.

Es ist nun besonders interessant zu beobachten, wie der Naturalismus des Gedankens noch ein zweites Schoß getrieben hat, den Neu-Klassizismus. Die Zerstörung der Form, wie sie die Urthese des Naturalismus in der „Revolution der Lyrik" bei Arno Holz verlangt und teilweise durchgeführt hatte, wird im Naturalismus des Gedankens aufgegeben. Was die modernen Dichtercharaktere zu neuen Formelementen angeboten hatten, versagte, genügte jedenfalls nicht mehr für die zurückkehrende Flut früherer, nun anders gefärbter Stimmungen und Aufgaben. Alte Formelemente werden zum Ausdruck des gewonnenen Lebenswillens herangeholt. Da zeigt sich, daß auch die alten geistigen Stilelemente bis zurück zur griechischen Tragödie den neuen Gehalt einfangen können. Paul Ernst schafft mit diesen Mitteln die Metatragödie, die als Tragödie der Liebe und Erlösung trotz aller Formunterschiede dem entwickelten metaphysischen Expressionismus sehr nahe steht.

Mit flüchtigen Strichen mögen nun noch die einzelnen Übergänge gezeichnet werden. Der entscheidende Schritt vom Naturalismus der Anschauung zum Impressionismus ist eine Kantische Wendung transzendentalpsychologischer Art: um sich des Objekts ganz zu bemächtigen, wird es ins Subjekt hineingenommen; um das Subjekt zu diesem Akt tüchtig zu machen, wird es allen Inhalts entleert, als reine Aufnahmestelle der Gegenstände präpariert. Die begriffliche Zurüstung einer langen kulturellen Geschichte wird aus der Erinnerung entfernt. Entfernt werden auch die konventionellen Schablonen, in denen eine Zeit, ein Stand, ein Bildungsgrad die Welt aufzufangen pflegt. Und schließlich werden alle Wertungen beseitigt, mit denen sowohl das soziale wie individuelle Subjekt arbeitet. Die derart sauber gemachte Seele soll nun Wirklichkeit unverfälscht aufnehmen, soll zu einer Kunst des Treffens geeignet sein. Der große Prozeß der Zermahlung beginnt, der Auflösung in feinste Teilchen. An seinem Abschluß gibt es keine Gegenstände mehr und selbstverständlich auch keine Seele: Ich und Welt sind wehender Staub geworden. Wenn nun in in der Kantischen Erkenntnistheorie die Kategorien dazu dienen, dem Tumult

der Sinnesanschauungen wieder synthetischen Halt zu geben, so ist es hier die stilistisch-ästhetische Gestaltung, welche die aufgelöste Welt wieder zu Bildern formt. Aber der kalte Hauch der Verwesung schwebt über diesen gespensterhaften Wesen und Vergesellschaftungen des echten Impressionismus. Seine verspätete, schlechthin klassische Höhe hat er in Thomas Manns Zauberberg erhalten. In diesem überaus klugen und repräsentativen Werk erlebt der Leser den mit unvergleichlicher Stileinheit und -reinheit dargestellten Verfall der abendländischen Zivilisation und Kultur. Es bleibt nichts übrig als die schwelende Abendröte einer in ihrer Vollendung fast schönen Enttäuschung, einer geradezu kosmischen Desillusion, einer in die Nacht sinkenden Menschheitsdämmerung.

Der weniger konsequente Impressionismus hat sich früh schon mit den Mitteln des Symbolismus versorgt. Da auch der Symbolismus aus dem Naturalismus erwuchs, war er seinerseits immer geneigt, impressionistische Stilformen zu benutzen. Dichter wie Keyserling, Hofmannsthal, Friedrich und Ricarda Huch, Hermann Hesse, Hermann Stehr haben alle ihren Einschlag von Impressionismus. Der eigentliche Weg jedoch, der innere Weg zum Symbolismus, geht vom Mitleid aus. Die symbolische Deutung einer harten Welt tröstet, verklärt, läutert — und schafft eine neue Welt des Scheins, der Illusion, der Visionen des Herzens. Die letzte Steigerung des Symbolismus ist der Mythos. Es ist anziehend zu beobachten, wie der aus der preziösen, zum Selbstzweck gewordenen Formgebung, aus dem l'art pour l'art herkommende Stefan George schließlich mit jenem naturalistisch geborenen Symbolismus zusammentrifft. Hier und dort erscheinen die Gestalten hinter Schleiern; die feinen und bestimmten Linien wollen geglaubt sein. Allerdings: hier stammt der verhüllende Nebel von der Erde, dort scheint er aus Äther gebildet.

Jener trotzige Individualismus, zu dem der Naturalismus des Gedankens sich durchrang, ist immer wieder seinem Mutterboden entsprossen. Und doch mußte er auch immer wieder über sich hinaus, mußte Gott und Welt, nicht nur das eigene Ich, verarbeiten und zerarbeiten. Alle Arten des Expressionismus, der revolutionär-politische, der des Hasses aus Liebe, der der taumelnden, ewigen Bewegung aller Dinge, der der Allbeseelung des Alltags — und wie man diese Ekstasen nun alle benennen mag — sind dem Naturalismus des Gedankens verschuldet: alle auch haben die beiden andern Stilformen unmittelbar oder mittelbar in ihren symbolistischen oder impressionistischen Fortbildungen irgendwie und irgendwo sich einverleibt. Der Sturm und Drang des Expressionismus steht den Erzeugnissen des naturalistischen Sturm und Drangs weniger feindlich gegenüber als frühere Zeiten des Enthusiasmus ihren unmittelbaren Vorgängern. Daher läßt sich behaupten, daß der Naturalismus seinen Beruf, die jüngste Dichtung einer großen Synthese entgegenzuleiten, wohl erfüllt hat. Diese Synthese, die bedeutende Vereinigung aller „Richtungen" in einem ebenso bodenständigen wie ideenstarken, einem ebenso naturalistischen wie metaphysischen Realismus ist noch eine Hoffnung der Zukunft. Die skizzenhafte Übersicht, die wir gaben, hat in einem reichlich schematischen Aufriß die Möglichkeit

der Erfüllung zeigen wollen: sie verhält sich zum lebendigen Reichtum der Dichtung wie eine Landkarte zu der blühenden, bunten Welt, die sie mit ihren Mitteln vertritt.

---

## Vaterland.

Von Toni Harten-Hoencke.

Es ist soeben ein seltsames, wundervolles Buch erschienen von einem Amerikaner deutschen Stammes, der — als Flüchtling des Weltkrieges — seit Jahren wieder im Land seiner Ahnen lebt und für Deutschland und Deutschtum kämpft und schafft. „Wenn ich Deutscher wär'", von Herman G. Scheffauer (Verlag Max Koch, Leipzig). Man braucht keiner von den guten Deutschen zu sein, die immer in gewissem Pathos reden und in den Wolken des Himmels spazieren fahren, oder von den ebenso guten Deutschen, die, ein Herz auf zwei Beinen, in chronischer leiser Rührung bei jeder Gelegenheit ein liebes Tränlein im Augenwinkel zerdrücken. Man kann zu jenen dritten, ebenso guten deutschen Landsleuten gehören, die einen kühlen Kopf mit auf die Welt gebracht und behalten haben und eine Zunge, die immer ein wenig herb und nüchtern redet. Selbst diese letzte Sorte Menschen gerät manchmal in Wärme und Begeisterung und tut das sicher einem Buch wie Scheffauers gegenüber. Es ist ein Monument deutscher Ehre und Größe, vor dem man unwillkürlich den Atem anhält. Es ist nicht allein das tief erschütternde Seelenbekenntnis des einzelnen Menschen mit seinem besonderen Schicksal und seiner besonderen Größe, es ist eine Offenbarung und Darstellung deutschen Wesens, wie es keine zweite gegeben hat und kaum wieder geben kann. Kein Deutscher könnte sich selbst so sehen, kein Ausländer den Deutschen so begreifen. Die beiden Seelen des Deutschen und Ausländers mußten so in einem Individuum zusammenschmelzen, in einem Dichter dazu und einem im Feuer erprobten Charakter, um dieses Hohelied zu schaffen, das da heißt: „Wenn ich Deutscher wär'". Es steht so oft in Bücheranpreisungen: „Dies Buch sollte jeder Deutsche gelesen haben!" Es ist ein banaler Satz geworden. Bei Scheffauers Buch sollte er wieder zu Ehren gelangen. Man kann nichts anderes wünschen, als daß jeder Deutsche sich's nicht bloß durchläse, sondern tief ins Herz grübe. Wir können alle jedes Wort darin als Trost, als Sporn, als Mut- und Kraftquelle gebrauchen.

Aber dies alles werden viele sagen, auch werde ich die Besprechung der interessanten, oft überwältigenden Einzelheiten anderen überlassen. Je mehr darüber von bewährten Seiten geschrieben wird, desto besser!

Ich möchte nur ein Problem aufgreifen, das dies Werk mir noch intensiver vor Augen gerückt hat, als es ohnehin schon durch das furchtbare Erleben, das wir durchzumachen haben, in uns Deutschen aufgerührt ist.

Vaterland! Ist nicht unser ganzes deutsches Geschick auf unsere Haltung gegenüber dem Begriff Vaterland zurückzuführen? Wäre die deutsche Geschichte so geworden, wie sie ist, wenn wir immer klar gewußt hätten oder uns wenigstens gefühlsmäßig klar bewußt gewesen wären, was Vaterland bedeutet, was Vaterland letzten Endes ist?

Wir waren nie sicher im Punkte Vaterland und handelten danach. Sind wir es jetzt? Im Gegenteil. Vaterland ist uns ein mehr denn je umstrittener Wert geworden. Sozialistische, internationalistische, pazifistische Kreise verneinen solchen Wert zugunsten eines allgemeinen Weltbürgertums ganz und gar. Die vaterländische Gesinnung wird von ihnen verachtet und verunglimpft. Es gibt auch religiös ernstdenkende Menschen sowie ganze Religionsgemeinschaften, die aus Religion gegen den Begriff „Vaterland" sind. Im Himmelreich gibt es kein Deutschland, England oder Frankreich, also kein Vaterland, folgern sie. Mit Vaterland ist ihnen lauter irdischer Ehrgeiz, Streitsucht, Blut und Tränen verknüpft.

Von anderen Seiten wird das Vaterland über alles andere in Welt und Leben gestellt, ja, das Völkische an sich zur Religion gemacht. Ist es nicht außerordentlich wichtig, den Begriff einmal ganz von Grund auf zu klären? Denn ohnedem geht es bei uns Deutschen ja doch nicht ab.

Wer hat Recht? Was ist Vaterland? Gibt es eine ewige Idee und damit einen wirklichen Wert „Vaterland"? Und wenn, wie steht er dann anderen Werten, z. B. dem Weltbürgertum gegenüber?

Es will zunächst scheinen, als ob Vaterland etwas zu Irdisches, materiell Begrenztes wäre, um ein dauernder, geistiger Wert zu sein. Das Vaterland hat eine ganz bestimmte Lage und Ausdehnung auf dieser Erde mit allen stofflichen Eigenschaften, Vorzügen oder Nachteilen dieser materiellen Form.

Aber ist es das Stück Erde, das man auf der Landkarte abzeichnen kann, das Land zwischen Ost- und Nordsee und dem Bodensee, zwischen Rhein und Oder, was uns Deutschen „Vaterland" ist? Wenn keine deutschen Menschen darauf gelebt hätten und lebten, so wäre es für uns ein Stück Erde ohne jegliche Bedeutung. Es würde nur der geographischen Lage nach, sonst aber nicht zu erkennen sein. Denn der Mensch schafft den Boden um, den er sich zum Wohnen gewinnt, zieht ihn in sein Wesen ein, wandelt ihn nach seiner Eigenart. Der Mensch schafft sich sogar materiell sein Land, das Vaterland. Das heißt also, daß es eine geistige Schöpfung ist, die sich in der Welt der Erscheinungen nach seiner geistigen Eigenart mit Städten und Dörfern, Äckern und Gärten, Sprache und Kultur ausdrückt. Ebenso schafft sich der Mensch sein Heim nach seiner eigenen geistigen Art und Fähigkeit, schafft sich sein Dorf, seine Stadt, seine Erdenwelt nach seiner jeweiligen geistigen Entwicklung. Je primitiver er ist, desto wilder die Erde, das Land, der Ort, das Heim. Je kultivierter, desto anders die Umgebung. Sumpf, Urwald, wilde Tiere verschwinden, das Klima ändert sich mit der Bodenbebauung usw. Die materielle Wohnstatt ist das Abbild dessen, worin sich der Mensch geistig bewegt. Seine geistige Welt hat ebenso wie die materielle Welt oder Räume, in denen er bei sich zu Hause ist, in denen

er für seine Allernächsten lebt, oder in denen er für Gemeinschaften oder für die Menschheit wirkt. Sein geistiges Leben kennt diese Räume nicht etwa als Stufen, als minder- und höherwertige Seelengemächer. Wo er mit sich allein ist, das ist ihm ebenso wichtig und wertvoll als wo er mit geistigen Gemeinschaften in besonderer Weise denkt oder wo er mit der ganzen Menschheit fühlt. Es gibt auch keine Aufhebung des einen durch das andere, keine Vermischung oder Verwischung, obgleich eines nicht ohne das andere ist, alles unbedingt zusammengehört. Des Menschen Heim, Wohnort, Vaterland und Erdenwelt ist eine getreue Widerspiegelung der Einrichtung dieser seiner Seelenwelt. Solange diese Seelenwelt nicht völlig umgestoßen, verwandelt wird, kann es selbstverständlich auch ihre Erscheinung nicht werden.

Nun fragt es sich also nur: kann und soll unsere Geistes- oder Seelenwelt sich wandeln? Zeigt nicht doch das Leben großer Menschen, Propheten, Religionsstifter, Philosophen, Gelehrten, Künstler darauf hin, daß ihr Denken und Fühlen anders beschaffen war, daß sich die vierteilige Ordnung — wenn wir dies Bild einmal behalten wollen — verschob, ja aufhob zugunsten einer einzigen Stätte? Kannte Jesus ein Heim, einen Wohnort, ein Vaterland? Zeigte nicht gerade er uns, daß das Himmelreich — die Geisteswelt — keine Unterschiede kennt? Lebte er nicht nur der ganzen Welt und Menschheit? Aber auch Jesus wuchs in Elternhaus und Vaterstadt, in der Sprache und Kultur seines Vaterlandes auf. Und war das nicht unbedingt nötig für ihn gewesen? Oder glaubt jemand ernstlich, er hätte dasselbe werden können, wenn er als Säugling in einem Urwald unter Affen ausgesetzt worden wäre?

Das klingt vielleicht hart. Aber manchmal gehört etwas sehr Krasses dazu, um uns aus allerlei uralten sentimentalen Täuschungen aufzureißen zum Licht scharfen Denkens, das uns vorwärts zu bringen hat auf dem Weg dessen, der uns in klarem Denken, in heller Erkenntnis Gottes so weit, weit voran war.

Jesus redete in der Sprache seines Landes, nahm die besonderen Vorstellungen seines Volkes in sich auf, er redete in Bildern wie seine Landleute, er saß zu Tisch mit ihnen und ließ sich in ihrem Heim beherbergen. Er riet ihnen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, was ganz gewiß Sinn für weltliche Ordnungen verrät. Er sagte, er wäre nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Die Botschaft, die er uns brachte, konnte nicht so sein, daß sie irgend eine wahre Pflicht und Liebe zu vernachlässigen, irgend eine rechte Ordnung zu zerstören geboten hätte. Daß besondere Aufgaben zuzeiten eine besondere Lebensweise für den Einzelnen bedingen, besagt doch nicht etwa, daß es die Bestimmung des Menschen ist, heimlos, vaterlandslos unstet über die Erde zu ziehen. Wem sollten wir denn das Evangelium predigen, wenn jeder es predigte? Wer sollte uns beherbergen, wenn niemand ein Heim hätte? Wie sollte auf der Erde Ordnung herrschen, wenn jeder zöge und niemand für Ordnung sorgte? Und wie denkt man sich Ordnung ohne Vaterland? Staaten? Ja, aber ein Staat ist ein Vaterland. Ein Staat ist niemals etwas Mechanisches, bloß Materielles, er ist Lebensäußerung, vom Leben seiner Bürger, die ihn sich schufen, erfüllt, ein lebendiges geistiges Wesen.

Jesus kann niemals Familie, Gemeinde, Vaterland gering geschätzt haben. Seine Aufgabe war nicht die Auflösung von Ordnungen und Werten, sondern ihre Erfüllung, d. h. ihre Weiterführung, Entwicklung aus dem Stückwerk zur Vollendung, zur Enthüllung ihres eigentlichen ewigen Wesens. Hinter dem Stückwerk des irdischen Heims, der irdischen Gemeinde, des irdischen Vaterlandes, der Erdenwelt stehen die göttlichen Ideen, die wahren Werte.

Wir haben nicht bloß ein Recht, das Vaterland als wirklichen Wert zu betrachten, wir haben die Pflicht, es als göttliche Idee zu erkennen und danach zu handeln. Es ist genau so heilig wie die geistige Ordnung und Einrichtung von Heim und Familie, von Kirchen- und Ortsgemeinde und von der großen Gemeinschaft der Menschheit. Genau so, nicht mehr, nicht minder. Keine göttliche Idee kann der anderen im Wege stehen, an Wert überlegen sein, denn allen wohnt die Vollkommenheit, Unendlichkeit und Ewigkeit inne. Wo wäre im unendlichen Reich des Geistes Platzmangel? Wie könnte ein wahrer Wert den andern verdrängen, dem andern etwas nehmen, wodurch dieser andere verkümmerte, ja vernichtet werden könnte, was bei seiner Ewigkeit und Einfügung in die unzerstörbare göttliche Ordnung ausgeschlossen ist?

Wir können also, wenn wir es recht verstehen, weder das Vaterland dem Weltbürgertum vorziehen oder überordnen, noch umgekehrt. Die Liebe zur Menschheit ist nicht etwa die höhere, Vaterlandsliebe die Erfüllung von geringerer Liebe zu Familie, Nachbarn und Volk, wie es so oft aufgefaßt wird. In uns selber, in unsern Angehörigen, in jedem Landsmann lieben wir untrennbar auch die Menschheit, eines ihrer Glieder. Es gibt nicht eins ohne das andere. Die Menschheit besteht aus Ichs, Gatten, Väter, Mütter, Brüdern, Volksgenossen. Haben wir nicht immer wieder von der Erschütterung des Kriegers dem verwundeten oder sterbenden Feind gegenüber gehört? Er ist einer Mutter Sohn wie ich. Er hat ein Weib, eine Schwester, ein Kind, wie ich. Die Menschenliebe bricht durch die Unnatur des Hasses und spricht sich aus in Vorstellungen von der unmittelbarsten Menschengemeinschaft, Mutter und Sohn, Mann und Weib, Schwester und Bruder, Vater und Kind. Er kämpfte für sein Land wie ich. Und alle Feindschaft weicht. Menschenliebe aus unmittelbarem Verständnis, die seelische Einheit von Mensch und Mensch ist da. Eine Liebe schöpft die andere aus sich heraus, weil sie wesenseins sind. Wir können deshalb auch gar nicht in den Konflikt zwiespältiger Pflichten und Neigungen kommen, wenn wir auf dem sicheren Gebiet wirklicher Werte, wahrer Ideen bleiben, gegen die allein wir überhaupt Pflichten haben, an denen allein uns im Grunde etwas gelegen sein kann. Wir sind gar nicht imstande, unsre Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen durch Aufgabe unsrer vaterländischen oder bürgerlichen Pflichten. Erst indem wir unsrer Pflicht gegen die Familie in vollem Umfang nachkommen, nicht indem wir sie hintansetzen, tun wir unserer Pflicht als Staats- und Weltbürger wirklich Genüge und umgekehrt. Wir sind kein guter Deutscher, ohne ein guter Gatte, Nachbar und Weltbürger zu sein. Wo eines das andere zu stören scheint, da ist nicht die rechte Auffassung des Dinges da, da ist es nicht die wirkliche Liebe zum wirklichen Wert, sondern Täuschung aus Selbstsucht,

aus Unkenntnis, aus überkommener, anerzogener Begriffsverwirrung. Als Jesus fragte: „wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?“, da wehrte er sich gegen die falsche Auffassung von Familienbanden. Oder hätte er die wahre Pflicht gegen die Familie vernachlässigt, hätte er sie weniger geliebt, weil er nicht für sie zimmerte, bei ihnen wohnte, weil er sich sogar leiblicher Gefahr aussetzte, um die Menschheit zu erlösen? Brauchte seine Familie die Erlösung weniger als die übrigen Menschen? Kam er nicht auch ihnen gegenüber vollkommen seiner Pflicht nach, indem er das Beste für sie tat, was er tun konnte, ihnen das Höchste gab, was er besaß? Nur, daß sie es nicht gleich verstanden. Er aber hatte zweifellos das Recht, nach seiner höheren Erkenntnis zu reden und zu handeln und sich nicht durch Unverständnis behindern zu lassen. Von einem Konflikt zwischen Vaterlands- und Menschenliebe hören wir nichts in Jesu Geschichte. In der Episode mit der Samariterin und dem Beispiel vom barmherzigen Samariter macht er nur den falschen, überheblich völkischen Begriff seiner Landsleute zu schanden, indem er zeigt, daß Ausländer ebensogut Menschen sind und des göttlichen Heils teilhaft werden können wie die Juden. Es kann keine Rede davon sein, daß er damit die echte Vaterlandsliebe, den wahren Vaterlandsbegriff herabgesetzt oder gar verdammt hätte. Man muß sich diese Zusammenhänge nur immer wieder ganz klar machen, denn die meisten unsrer unsicheren oder schiefen sittlichen Urteile und Anschauungen gehen auf vielhundertjährige falsche Auffassungen von Jesu Worten und Lehren zurück.

Es ist die falsche, nicht die wahre, ewige Idee von Vaterland, die Jesus so scharf zurückwies, die enge, in jeder Weise materiell begrenzte Auffassung, die nichts kennt und anerkennt als eben das eigene Volk und die aus solcher Engherzigkeit oft die Völker leichtsinnig gegeneinander in den Krieg treibt und auch ihre sonstigen Gemeinschaftspflichten — oft gerade gegen die eigenen Volksgenossen — mit Füßen treten läßt. Denn Krieg ist in gewisser Beziehung genau dieselbe Sache wie Unfrieden und Kampf zwischen anderen Gemeinschaften, die sich ebenfalls nur gegenseitig stören können, wenn und weil sie falsch begriffen werden, denn die falsche Idee gebiert fortwährend falsche, schlimme Regungen: Mißtrauen, Neid, Gier, Überheblichkeit usw. und verzerrt den wahren Sinn eines Dinges schließlich bis zur Unkenntlichkeit. Deshalb haben auch in gewisser Weise stets beide Recht: die für und die wider den Krieg stehen. Es verhält sich damit genau wie mit den kürzlich von Dr. S. Mette in seiner Abhandlung „Das Antlitz des 20. Jahrhunderts“ hier angeführten antithetischen Sätzen Luthers, und der ganze scheinbare Zwiespalt von Kants Äußerungen über den Krieg basiert auf solcher Antithese, die in der Endlichkeit besteht und sich in der Ewigkeit aufhebt. Als Christen haben wir diese letzte Erkenntnis, das „Himmelreich“, das „Vollkommene“, vor dem das „Stückwerk“ vergehen wird, den ewigen Frieden, die vollkommene Harmonie als letztes Ziel und zu schaffende Wirklichkeit anzunehmen. Ebensogut aber hat Jesus niemals von jemand anderem ohne weiteres verlangt, auf dem Wasser zu gehen z. B. oder Tote aufzuerwecken, so fest er davon überzeugt war, daß der Glaube sogenannte Wunder wirken und seine Nachfolger bei rechtem Glauben (rechter

Gotteserkenntnis) noch größere Werke tun könnten, als er sie getan. Auf der jetzigen Entwicklungsstufe der Menschheit können die Probleme noch nicht anders gelöst werden, als wie es dieser Stufe entspricht. Daß dabei ein Übel wie der Krieg zu einem Vorzug vor einem anderen, noch größeren und verhängnisvolleren Übel, einem faulen, demoralisierenden, also einem im Grunde falschen Friedenszustand werden kann, dürfte von keinem logisch denkenden Menschen verneint und sollte von keinem rechtlich und ehrlich Denkenden außer Acht gelassen werden. Ein Krieg in diesem Fall wird selbstverständlich gerade das Gute, Starke und Reine wieder herausbringen, was im Sumpf unterzugehen drohte. Dennoch darf auch hierbei niemals das eigentliche Prinzip vergessen werden. Übel wird und muß Übel bleiben, und unser sittliches Streben wird sich immer wieder nach dem einen Punkt richten müssen.

Je klarer wir in Familie, Gemeinde, Vaterland und Menschheit die göttliche Idee, eine geistige Ordnung, einen wirklichen unvergänglichen Wert erkennen, desto heiliger und höher können wir sie halten, desto zielbewußter handeln, um ihr Abbild in dieser Zeit und diesem Erdensein zu heben, zu läutern, bis aus dem Stückwerk sich enthüllen wird, „kommen wird das Vollkommene". Es ist ganz einerlei, wo und wie wir die Arbeit daran beginnen. Jeder Fortschritt zum Guten muß alle und alles fördern. Was wir für das wahre Wohl der Familie an Liebe und Fürsorge, Treue, Reinheit, Fleiß, Tapferkeit tun, das tun wir für die Menschheit, fürs Vaterland, für alle Gemeinschaften, denen wir angehören, und was immer wir fürs Vaterland leisten, das kommt den nächsten Angehörigen wie den fernsten Mitmenschen zugute.

## Die Geschichte einer Berufung.

Von Walter Kühne.

Als ich Alma Hedins Werk „Mein Bruder Sven. Nach Briefen und Erinnerungen" (mit 61 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1925, geb. 15 M.) vor einigen Monaten auf einen Zug durchgelesen hatte, kam mir als der für dieses Werk passende Ausdruck „Die Geschichte einer Berufung" in den Sinn. Ich erinnere mich noch, wie ich mir sagte: Gerade solche Eltern brauchte Sven Hedin, solche Möglichkeiten schon als Schüler den Durchbruch seiner Berufung zum Forschungsreisenden zu erleben, solche Förderung seiner planmäßigen Selbstausbildung, seines Studiums... Die ganze Familie, so kam es mir vor, lebte ja auf diesen Menschen hin — und mit zähem Willen hat er alle Anlagen und gebotenen Lebensmöglichkeiten in den Dienst seiner „Idee" und „Mission" gestellt. Der Vater hat ihm die Manuskripte abgeschrieben, ein ungeheuer intensiver Briefwechsel hat die Familie mit dem Forscher solange irgend möglich verbunden, die Schwester schreibt die

Lebensgeschichte — und in dieser einzigartigen Zusammenarbeit aller Familienmitglieder um einer Sache willen erhalten sie sich jung und zukunftsfreudig. Eine ganze Familie hat hier ihre Berufung ergriffen in der Anerkennung der Berufung ihres Mitgliedes Sven.

Ein seltenes soziologisches Schauspiel, das neben vielem anderen Beherzigenswerten für die Ausbildung von hervorragenden Menschen und die Durchführung kultureller Aufgaben als das Wichtigste zeigt, wie dem verheerenden Zerfall des Familienlebens in Europa, der Sprengung der Familienzusammenhänge durch die Köpfe ihrer Mitglieder Einhalt getan werden könnte: wenn es gelänge die zersplitterten Köpfe durch Aufgaben, zu deren Durchführung sie sich freiwillig zusammenschließen würden, auf ein höheres, umfassenderes Gemeinsamkeitsleben zu erheben als es das alte instinktive und gefühlvolle, aber wenig robuste Familienleben war. Das zeigt eben die Familie Hedin in vorbildlicher Weise.

Wer Alma Hedins Buch nicht bloß mit dem Kopfe liest, sondern mit offenem Sinn für die Lebenswärme, die es durchpulst, der muß sich gestehen: bei einer solchen freien und durch Jahrzehnte durchgeführten Zusammenarbeit der Generationen einer Familie steigert sich aller Mitarbeiter Kraft und Lebenswille. Im Wesentlichen, trotz mancherlei Gaben von Gönnern, verdankt Sven Hedin die Sicherheit, mit der er gearbeitet hat und „Sven Hedin" geworden ist, dem immer jungen Mutterschoß seines Elternhauses — und verdankt die Welt seine Entdeckungen und Werke dem Sichgeborgenwissen, Getragenwissen Sven Hedins in seiner Familie. Kein Dekret, kein sozialer Zwang hat dieses geradezu erquickende Zusammenarbeiten der Familienmitgliedern bewirkt, sondern die Erhebung von gegebenen Blutsbanden zu einer freien Lebensgemeinschaft. Es ist ein intimer Bewußtseinsakt in den einzelnen Mitgliedern dieser Familie und Forschungsgemeinschaft, der zeigen kann, von wo aus allein in unseren Zeiten des Unterganges der Kultur ein Aufstieg begründet werden kann: aus den Individuen heraus. Es würde, glaube ich, gut sein, wenn manche Untergangstheoretiker diese Tatsache aus Alma Hedins Buch studieren würden.

Wir können völlig deutlich übersehen, daß diese Menschen eine Art Erwachen, ein Bewußtwerden erlebt haben, in dem sie ihre gemeinsame Aufgabe ergriffen — aber das liegt sozusagen auf ihrer Seite; man hat sogar darüber hinaus bei der Lektüre des Buches immer den Eindruck: diese Aufgabe ragte geradezu in diese Familie hinein, sie war ihr aufgegeben — sie mußte nur ergriffen werden. Es ist eigentlich ein Zusammenspiel von Aufgabe oder Ruf und Ergreifen dieser Aufgabe oder Hören des Rufes.

Es ist für das lebendige Verständnis nicht nur, sondern für das Mitgehen mit dieser Tatsache, die keine materialistische Geschichtsauffassung beseitigen kann, die Voraussetzung dadurch geschaffen, daß nicht ein Außenstehender, sondern ein Beteiligter diese Geschichte einer Berufung eines Einzelnen und einer Familie geschrieben hat: man kann aus den Untergründen des Werkes Alma Hedins diesen Ruf erklingen hören.

Im Leben Sven Hedins liegt geradezu ein Wachstum, eine Steigerung vor, ein Prozeß, der mit Mechanik und Apparaten nicht zu fassen ist. Die Gesandtschaftsreise (1890—1891) war eine gute Schule für künftige Reisen, er dehnte seine Reise weiter aus als das Programm war — und kam Innerasien näher. „Wunderlich, fast feierlich ist ihm zumute, als er zum ersten Male die „gelbe Erde betritt"", also die chinesische Grenze überschreitet.

Die erste große wissenschaftliche Forschungsreise von 1893—1897 führte ihn durch Asiens Wüsten, die zweite von 1899—1902 ins Herz Asiens, die dritte ist die Entdeckungsfahrt über den Transhimalaja in den Jahren 1905 bis 1909. „Sven Hedin" ist er so recht erst durch die dritte Reise geworden. Alle Schwierigkeiten, die ihm von London aus bei ihr gemacht wurden, dienten ihm — eine Reihe eigenartiger „Zufälle" förderte ein großes Werk auf das Erstaunlichste.

Kjellén hat nach dieser Reise auf eine Stelle in Sven Hedins Briefen hingewiesen, die charakteristische Bedeutung hat: „Sie handelt von seiner lebensgefährlichen Fahrt auf dem Manasarovar, als die kleine Nußschale seines Faltbootes hilflos zwischen den zornigen Wogen hin und her geworfen wurde. „Bei solchen Gelegenheiten", sagt er, „kommt über mich eine Ruhe, die nicht von dieser Welt ist; ich wußte es bestimmt, daß ich in diesem Wasser nicht ertrinken wollte". So einfach ist es! Ein solcher Wille trägt durch den Sturm... Alles andere ist nichtig ohne diesen bestimmten Willen zum Leben..." (S. 286). „Eine Ruhe, die nicht von dieser Welt ist" — spricht da nicht die Ruhe in der Berufung?! — Man muß diese Stelle *ihrem ganzen Gewicht* nach nehmen! Nicht *von dieser Welt* her kam diese Ruhe! Man sieht eine Führung in dieses Leben ragen.

Das hat mit Aberglauben nicht das mindeste zu tun; es liegt ja alles klar am Tage: man muß es nur sehen können. Allerdings der bloße Kopf möchte es leugnen. Aber Sven Hedin war und ist kein bloßer Kopf, sondern ein *Mensch*, der nicht in der Studierstube ein abstraktes Dasein geführt, sondern mit Kopf, Herz und Hand Asien erforscht und erlitten — und das heißt erst erlebt hat. Bezeichnend ist, daß er zahllose Zeichnungen angefertigt hat, die seine Werke zieren; bis in die Hand sind seine Eindrücke durch seinen Organismus gegangen. Zahlreiche Sprachen hat er erlernt und lebendig gesprochen, mit zahllosen Menschen hat er freundschaftliche Verbindungen gewonnen, so daß er heute ein Mensch geworden ist, der im Angesichte der Welt lebt. Ein solcher Mann und Mensch war für mehr offen als abstrakte Lebensprogramme: er hat das Leben belauscht — und fest angepackt.

Als der Weltkrieg ihm die Welt Asiens verschloß, hat er sich lebendig, temperamentvoll und mutig auf die Seite gestellt, die — nach seiner Überzeugung — das moralische Recht hatte, das war auch eine Tat *vor der Welt*, die auch überall als solche gewertet worden ist.

Mag mancher mit den *Ideen*, die Sven Hedin da und dort in Werken und Schriften veröffentlicht hat, die seinem lebhaften Interesse für sein Vaterland Schweden, für Deutschland, dem er viel für seine wissenschaftliche Aus-

bildung verdankt, für die Zukunft der Kultur entspringen, nicht übereinstimmen, — daß er ein ganzer Kerl ist, das kann ihm niemand abstreiten. Mag er auf Gebieten Gegner haben, auf denen sich die Parteien die Köpfe einschlagen, an der Intensität, dem Format, mit dem er sein Leben gestaltet hat und für seine Überzeugung eingetreten ist, sollte sich jeder Mitmensch freuen. Viele solcher ganzen Kerle würden die Welt weiter bringen.

Dieses Wie seines Lebensstiles spiegelt sich auch in der Biographie, die die Schwester mit Herz und Hand geschrieben hat. Nur, weil sie als ganzer Mensch an ihrer Aufgabe beteiligt war, konnte sie in einer überraschend kurzen Zeit dieses Werk, das sie, ihren Bruder und ihre ganze Familie ehrt, schreiben.

Vielleicht gelingt es ihr noch in zukünftigen Auflagen, wenn sie in Ruhe sich zum Bewußtsein bringt, was ich das Ruhen und Leben Sven Hedins in seiner Berufung nennen möchte — und wenn Sven Hedin selber uns mehr von seinen innersten Erlebnissen durch seine Schwester verraten würde, aus ihrem Buche in noch höherem Grade ein Lebensbuch zu gestalten, das ganz deutlich erscheint als die Geschichte einer Berufung.

---

# Theaterbericht.

Von Presse und Publikum mit gleicher Freude begrüßt, hat Leo Blech seinen alten Platz am Pult der Staatsoper wieder eingenommen und gleich mit einer im Spielplan stehenden Oper — Verdis „Aida" — und einer Neueinstudierung von Wagners „Rienzi" fühlen lassen können, was diese „Heimkehr aus der Fremde" für das Berliner Opernleben bedeutet. Für das Berliner Opernleben, dem er wenig mehr als ein Jahr entzogen war und dem sein dauerndes Fernsein noch viel mehr Schaden bringen müßte, als es schon diese verhältnismäßig kurze Zeit getan hat.

Sollen diese Worte nicht als bloße Freundlichkeit gelten, so wird es nottun, ihre Richtigkeit zu erweisen — und dabei wird ein Rückblick auf die nun zwei Jahrzehnte von Blechs Berliner Tätigkeit der rasch vergessenden Mitwelt gut sein. Wir erinnern uns also daran, daß bis 1906 der damals erst fünfunddreißigjährige Dirigent dem Prager Deutschen Landestheater angehörte, das unseren Bühnen so manche wertvolle Kraft geschenkt hat. Erinnern uns daran, daß der Ruf seines Könnens weit über die Grenzen der musikdurchwobenen Moldaustadt hinaus gedrungen war, ehe wir uns eines festlichen Abends selber davon überzeugen konnten, wie er dort einen „Lohengrin" mit Wiener und Berliner Gästen leitete und über alle Fährlichkeiten hinwegführte, die ein schwieriger und schwankender Telramund dem Gelingen in den Weg legte, und daß auch ein schöner Erfolg eigenen kompositorischen Schaffens nach den Erstlingswerken „Aglaia" und „Cherubino" dem heiteren Einakter „Das war ich" von Leo Blech beschieden war, ehe ihn sein Weg nach Berlin führte.

Neben Richard Strauß und Dr. Karl Muck stand er hier, nicht dritter, sondern einer unter drei gleich berechtigten und gleich werten, der seinen ersten Schritt auf dem heißen Berliner Boden mit einem Werke tat, das uns seither innigst mit seinem Namen verbunden geblieben ist: Bizets „Carmen" brachte er in einer Neueinstudierung mit der

Destinn und Naval heraus, wie kaum einer vor ihm. Brachte sie in den Tagen, da gerade Gregors „Komische Oper" sich des gleichen Werkes angenommen und mit allzu starker Herausarbeitung des Bühnengeschehens eine fast zu weit gehende Herabdrückung des Musikalischen gezeigt hatte. Hier nun erwies Blech im Hause Unter den Linden zuerst seine Art, alles musikdramatische Geschehen lediglich durch den Geist der Musik zu bestimmen und nicht trotz der Partitur, sondern aus der Partitur heraus lebendigstes Leben zu geben. Und einen Tag später zeigte er mit den „Meistersingern", wie er seinen Grundsatz auch da durchzuhalten wußte, wo beste Tradition Unverbesserbares geschaffen zu haben glaubte. Sänger wie Orchester fügten sich willig dem neuen Leiter, der sie nicht durch die Kraft seines Amtes, sondern durch die Autorität seines Könnens gewann und ihnen mit der ungeheuren Intensität seiner eigenen Arbeit das beste Beispiel gab. Und so war es nur gerecht und billig, daß Blech gleicher Anerkennung teilhaft wurde, wie seine beiden Kollegen, daß er mit Strauß und Muck den Titel eines Generalmusikdirektors erhielt — zu einer Zeit, da diese Bezeichnung noch eine seltene Auszeichnung war und etwas bedeutete (während sie heut fast so nichtssagend geworden ist wie die andere des „Intendanten"... und nicht nur von behördlichen Stellen oder von kompetenten Körperschaften verliehen wird, sondern auch von höchst privaten Aufsichtsräten, so daß eine Art gesetzlichen Titelschutzes allmählich angebracht schiene...). — Und nun müßte man ein Verzeichnis all der zahllosen Opern geben, die Blech in den Jahren bis 1923 einstudiert und geleitet hat, um den Umfang seiner Arbeit zu kennzeichnen — und an jeder einzelnen, oder wenigstens an jeder Gruppe zusammengehöriger, herauszuheben suchen, worin das Besondere gerade seiner Interpretation gelegen war —, wenn nicht eben diese ganze Frage so viel kürzer, treffender und erschöpfender zugleich mit dem einen Satze zu beantworten wäre, daß Leo Blech nie sich selber vor das Werk gestellt, sondern immer nur als der treueste Diener derer erwiesen hat, die es geschaffen. Das ist eine selbstverleugnende Sachlichkeit, die zu üben den wenigsten gelingt — aber es bedarf im vielgestaltigen und vielköpfigen Opernbetriebe just eines solchen sachlich und unverrückbar seiner Aufgabe waltenden Führers, wenn das Ganze gedeihlich zusammengehalten werden und dabei doch jedem Einzelnen sein Recht werden soll. Mit diesem untrüglichen Sinn für die letzte Erfüllung des Werkes, mit diesem unfehlbar den Intentionen des Komponisten folgenden Herausholen aller Möglichkeiten aus der Musik selber und dann, stark die anderen beeinflussend, auch aus all den vielen Mitarbeitern an seiner Aufführung hat Leo Blech Erfolg an Erfolg zu reihen vermocht — mit einer Selbstverständlichkeit schließlich, die sich erst recht erwies, als er aus gewohntem Rahmen heraustrat und sich neue Wirkstätten zu erobern unternahm. Es wird vielen unverständlich scheinen, daß ein Mann in seiner am Opernhause unbestritten ersten Stellung, ein Mann, auf den allein schließlich nach dem Weggange von Strauß und Muck die Staatsoper gestellt war, ehe in Schillings ihm ein Dirigent von hohen Graden zur Seite trat (und wiederum nur gelegentlich zur Seite treten konnte, da ihn die anderen Aufgaben seines Amtes in Anspruch nahmen), daß solch ein Mann überhaupt dem Drange nach Neuem folgen, die leitende Stellung am damals schon in Provinzseligkeit versunkenen Deutschen Opernhause in Charlottenburg übernehmen konnte. Und doch: wer erlebt hat, was in wenigen Wochen aus dieser Bühne wurde, wer gesehen hat, wie die immense Leistung dieses Einzelnen, wie sein Da-Sein genügte, um den Aufführungen ein bis dahin an gleicher Stelle unbekanntes Niveau zu geben, wird verstehen, daß es ihm einmal darauf ankommen konnte, zu erproben und zu zeigen, was er als Dirigent nicht nur, sondern auch als Reorganisator zu leisten vermochte.

Unerquicklichkeiten verschiedenster Art haben ihm die Freude daran bald genug verdorben — die Trennung vom Deutschen Opernhause bedeutete aber noch nicht Trennung

vom Berliner Musikleben. In der Großen Volksoper sahen wir ihn als Gast mit ein, zwei Proben eine „Carmen" — seine Carmen leiten und mußten aufs neue staunen über die Möglichkeit, ein allerdings ausgezeichnetes Ensemble, ein durch fleißigste Arbeit und Erziehung Eugen Szenkars herangebildetes Chor- und Orchesterpersonal so jeder leisen Anregung folgen, so ganz anders diese Meisterschöpfung herausbringen zu lassen, als sie ihnen vorher eingeübt worden war: es war für den Kenner der Verhältnisse einer der stärksten Beweise von Blechs Suggestionskraft und zugleich die Erklärung dafür, daß er überall und jederzeit die gleichen Erfolge errungen hatte wie in der gewohnten Berliner Opernhaus-Umgebung. Und weiter zeigte seine Einstudierung des „Don Giovanni", welcher Gewinn diesem damals höchststehenden Berliner Operntheater aus der Zusammenarbeit mit Leo Blech erwachsen mußte. Da wollte das unselige Geschick dieser Volksoper den Untergang eines künstlerischen Unternehmens. Die „Städtische Oper" trat das Erbe dieser und der Charlottenburger Bühne an. Neu Regiment bringt neue Menschen auf: Bruno Walter ward gewonnen, und Leo Blech — blieb nicht untätig, aber den Berlinern entzogen, bis ihn die Intendanz der Staatsoper dem Hause zurückgewann, in das er nach innerster Berufung und äußerer Notwendigkeit gehört. Denn darüber darf kein Zweifel sein, daß es schwer war, in künstlerischem Wettbewerb gegen Blech siegreich zu bleiben (1923/25); aber auch darüber nicht, daß es schwer war, in künstlerischem Wettbewerb ohne Blech sich zu behaupten (1925/26). Kein Wort des Lobes ist zu hoch für die Leistungen, die Erich Kleiber vollbracht hat — aber es bleiben Einzelleistungen, solange die Tätigkeit dieses trefflichen Mannes nicht ganz ausschließlich der Arbeit am Opernhause gelten kann, sondern ihn bald hier und dort hin als Gastdirigenten ruft, bald zwingt, eben Einstudiertes aus der Hand zu geben, um neue Aufgaben zu bewältigen, zu denen es ihm sonst an Zeit und Kraft mangelt. Und dann fehlt es ihm naturgemäß an der durch Jahrzehnte währende Arbeit erworbenen Universalität eines Leo Blech, für den es nun einmal schlechterdings kein Spezialgebiet gibt: jener Universalität, die ihn souverän über den Dingen stehen läßt, zum alles überblickenden Herrscher auf dem Gesamtgebiet der Opernkunst macht und die Gewähr dafür bietet, daß jeder von ihm geleitete Abend zum reichsten Gewinn für Gebende wie Nehmende, Mitwirkende wie Hörende wird.

Und so ist denn die Wiederkehr Leo Blechs hoffentlich der Anfang einer reicheren Erfüllung aller Aufgaben der Staatsoper (und der Anfang eines nun zu beiderseitiger Höchstspannung aller Kräfte führenden künstlerischen Wettbewerbes zwischen Staats- und Stadtoper).

Es gab Zeiten, in denen der Name des Kapellmeisters auf dem Opernprogramm verschwiegen wurde — und es ist noch gar nicht so ewig lange her, seit man Unter den Linden mit diesem Brauch (oder Miß-Brauch) gebrochen hat. Und es gab Zeiten, in denen solcher Brauch an der gleichen Stelle höchst verständlich erschienen wäre... Gut, daß sie sich ihrem Ende nahen, und daß der Name Leo Blechs nicht nur auf dem Programm steht, sondern selber ein Programm bedeutet. In solchem Sinne sei er denn auch an dieser Stelle herzlich begrüßt — und in solchem Sinne werde eine Tätigkeit vor allen denen bewertet, die sonst nur gar zu leicht geneigt sind, so auf der Opernbühne den Sängern erste Geltung einzuräumen, wie auf der Schauspielbühne den Schauspielern, und wie hier den Regisseur, so dort den in Wahrheit verantwortlichen musikalischen Leiter, den Dirigenten, zu vergessen.

Womit nun freilich andererseits nicht die Leistung des Sängers unterschätzt, nicht seine auch dramatische Darstellung gering gewertet werden soll. Gerade die letzten Wochen gaben Gelegenheit, Außergewöhnliches auf der Musikbühne zu sehen, so oft Lotte Lehmann in der Stadtoper gastierte.

Erstaunlich ist, was diese Künstlerin auch in einer ihr eigentlich wesensfremden Rolle wie Puccinis „Mimi" (in der „Boheme") zu geben vermag. Vom Gesanglichen versteht sich das von selbst. Darstellerisch aber überrascht es, weil sie von vornherein so gar nichts von dem hat, was man sich unter dieser zierlichen Person vorstellt, gar nichts von dem bestrickenden Reiz noch von der inniges Teilnehmen weckenden verderblichen Krankheit dieser Leidensgefährtin von Dumas-Verdis „Kameliendame". Man weiß, wie das Schicksal von Verdis Oper bei der Erstaufführung entschieden war, als die Darstellerin der schwindsüchtigen Traviata in überwältigender Leibesfülle auf den Brettern des Teatro Fenice in Venedig stand und mit der ergreifenden Klage über ihr nahes Ende („Lebt wohl jetzt, ihr Gebilde, die ihr einst mich umfangen; verblüht sind die lieblichen Rosen der Wangen") schallendes Gelächter des Publikums weckte. Nun ist unser Theaterpublikum ja zwar nicht mehr ganz so rücksichtslos wie jenes italienische (und äußert auch seine Rücksichtslosigkeit weniger gegen die Darsteller als gegen andere Theaterbesucher, die es durch Zuspätkommen, Durchdrängen, Schwatzen und Aufdringen unerwünschter Details aus seinem Privatleben oder unentrinnbare „Lautsprecher"-Übermittelung meist törichter Kommentare zur Aufführung peinigt). Gleichwohl kann man ermessen, was es bedeutet, daß eine allen Schwindsuchts- und Auszehrungssymptomen ferne Sängerin in dem Augenblick, da sie (im vierten Bilde) völlig entkräftet auf das Bett sinkt, das erschütternde Bild einer Todkranken vor uns heraufzubeschwören vermag: über diesem Ausdruck eines Leidens, das sich lediglich in ihrem Gesicht zu malen vermag, vergißt sich alles Störende, alles die Illusion Hemmende: das ist Mimi, und nicht minder erschüttert als die Freunde da auf der Bühne erleben wir diese letzte Stunde mit und bewundern die Kunst, die solche Täuschung zu vollbringen, so über den Körper zu triumphieren und ihn sich zum gewünschten Träger der dichterisch-musikalischen Idee zu machen weiß.

Wieviel größer aber ist nun der Eindruck einer Rolle, in der sich Persönlichkeit und Darstellungswille so vollkommen decken wie, beispielmäßig, in Wagners Elsa (im „Lohengrin"). Es ist hier — ebenso wie etwa bei der darstellerisch so über allen Vergleich herrlichen Isolde der B a r b a r a  K e m p — eigentlich nur das als höchstes Lob zu sagen, was auch als höchstes Lob für die Art Leo Blechs galt: nicht eine besondere „eigenartige" Auffassung frappiert, sondern es wird alles nur so ganz „richtig", so recht nach des Meisters Anweisungen gemacht, wie wir es eben zumeist nicht mehr gewöhnt sind. Und w e i l wir es so gar nicht gewöhnt sind, fällt es uns als das Besondere auf. Als das Besondere, was Wagner durch das Studieren seiner Werke mit den Bayreuther Darstellern erreichen wollte. Als das Besondere, für das die wenigsten heutzutage die nötige, auch das kleinste Detail berücksichtigende Durchdringung und Durchdenkung aufbringen, weil sie es vorziehen, so obenhin „aus dem Vollen" (ach, oft so Leeren!), aus der „eigenen Persönlichkeit" (ach, oft so unpersönlich!) zu gestalten, was ihnen der Schöpfer des „Lohengrin" bis ins geringste hinein so unübertreffbar vorgestaltet hat.

Man mache sich einmal die Mühe, unmittelbar nach einer Aufführung, in der Lotte Lehmann die Elsa gesungen hat, das Buch vorzunehmen und nun ihr Spiel mit den Angaben des Meisters zu vergleichen: so wird man erstaunt sein, zu finden, wie alles an ihr Bewunderte nichts ist als getreueste Erfüllung gegebener Anweisung. Aber nicht mechanische Nachahmung bleibt es, sondern es ist zu innerstem Erlebnis der Künstlerin geworden, die so ganz mit ihrer Rolle verschmolzen, die so ganz in die dargestellte Person aufgegangen ist, daß jene höchste Einheit erreicht wird, die sich auf der Bühne erreichen läßt — und so s e l t e n erreicht wird. Hier bleibt keine Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dichterisch Erschautem und darstellerisch Wiedergegebenem zu überbrücken,

sondern hier ist Wagners Elsa — wie dort, wenn Barbara Kemp auf der Szene steht, Wagners Isolde ist, nicht aber ein mehr oder weniger vollkommen gelungener Versuch zu ihrer Verlebendigung gemacht wird, bei der des Zuschauers mitschaffender Phantasie das Meiste zu tun bleibt...

In der ganzen Art, wie Lotte Lehmann die ihr Verhängnis bedeutende Frage vorbereitet, wie sie jedem Einflüsterungsversuch Ortruds Macht über sich versagt, dann aber aus Eigenem zu der Erkundung von Nam und Art ihres Retters gedrängt wird, finde ich übrigens etwas von der Ausdeutung des Charakters, die einmal Robert Petsch in einer tiefschürfenden Studie über das tragische Problem des „Lohengrin" gegeben hat. Nicht im Beisein der anderen mochte sie auch nur den geringsten Zweifel an der Reinheit des ihr gesandten Helfers äußern, denn diesen Zweifel hegt sie nun und nimmer. Wohl aber muß sie in der ersten Stunde des Alleinseins auf Lohengrins Bekenntnis dringen, damit „ein wirkliches menschliches Verhältnis hergestellt werde, nicht bloß demütige Anbetung mit sinnlichem Genuß zu unnatürlichem Bunde sich paare. So will denn schließlich Elsa dasselbe, was Lohengrin erstrebt: sie will den Menschen, nicht den Gott umarmen; er will als Mensch geliebt, nicht als Gott angebetet sein. Aber das einzige Mittel, das er anwendet, um seine Herkunft zu verbergen, hat bei Elsa nur die Wirkung, die mystischen Züge seines Wesens in ihrer Phantasie ins Ungeheure zu verstärken und eine wirkliche Ehe unmöglich zu machen. Wie Kleists Alkmene in dem Gotte, der sie besucht, nicht Jupiter, sondern ihren Gatten Amphitrio umarmt, und wie wir mit ihr das Opfer der Ehre eines Weibes als zu groß selbst um eines Gottes willen empfinden würden, so sträubt sich alles in Elsa gegen das Nahen eines Gewaltigen, Überirdischen, das sich ihr in der Form des Unnennbaren gibt... darum setzt sie Sicherheit, Liebesglück, ja das Leben ein für ihren Willen, weil diese Frage eben naturnotwendig ist."

Werden aufzählende Berichte vermißt, wie ich sie in den letzten Monaten gab? Nun: wenn ich heut keinen bringe, so ist das zum Teil auch schon „Kritik": es dünkt mich in den letzten Wochen nichts anderes so wesentlich wie die ausführlich gewürdigte Erscheinung zweier Künstler, deren Einfluß so weitreichend sein muß, wie der Leo Blechs und der Lotte Lehmanns. Was sonst sich begeben hat, wird bis zum nächsten Mal entweder schon verdientermaßen verschwunden und vergessen sein oder aber (auch dafür fehlen Belege nicht) noch so lebendig sein, daß seine Betrachtung nicht allzu posthum wirken dürfte.

Dr. Hans Lebede.

---

# Streiflichter.

Jean Paul, der Literat. Es ist eine eigentümlich zwiespältige Lage, die sich ergibt, wenn wir das Gedächtnis eines Unzeitgemäßen, in dem wir gleichwohl etwas von eigner Gegenwart spüren, feiern zu müssen glauben. Dies galt jüngst für Jean Paul (gest. 14. November 1825). Daß wir in solchen Fällen jetzt alles zusammensuchen, was uns in einer Zeit geistiger Verarmung zur Besinnung auf die Grundelemente unseres Charakters anregt, ist eine nicht nur in diesem Falle bestätigte Erfahrung. Dieser Sohn vogtländischer Erde bleibt uns mit seiner Einstellung auf deutsche Geistesart ebenso nahe, wie er als Dichter ein Stück unserer Geschichte und damit (nach Goethes Wort) unseres Charakters darstellt. Wenn wir ihn auch kaum unmittelbar in die Gegenwart

hineinstellen möchten, an einer weiteren und vielleicht besseren Zukunft unseres Wesens könnte sein Beispiel aufbauend mithelfen.

Dieser Deutsche an der Wende zweier Jahrhunderte gehört an das Ende einer Reihe von Schriftstellern geschlossen deutscher Prägung; er steht einem Klopstock, einem Hamann, einem Herder näher als Goethe und Schiller, von Lessing ganz zu schweigen. Er hat nichts mit den Großen unserer Literatur gemein, deren hoher Wille über die französischen und englischen Ideen und Kunstformen ihrer Zeit hinaus zu kommen suchte. Er stellt sich nicht der großen Welt zur Schau. Er hat ein viel bescheideneres Ziel: Er will Literat, d. h. literarischer Gastgeber sein; er will sich in seinen vier Wänden mit den kleinen und den feinen Menschen zu Hause fühlen, die er geladen hat. Ihren Gehalt will er zur Anschauung bringen. Sie sind zugleich auch seine Zuhörer, denen er vorliest. So sind sie Objekt und Subjekt seines Schaffens. Und ist das nicht auch eine Welt, so reich und so groß wie die draußen, die mitunter an seine Fenster klopft!

Man wird einwenden, daß, wer sich so vor jedem Luftzug abschließt, einen künstlichen Ausschnitt aus dem Leben zum Bilde zusammenfasse. Aber wesentlich für eine richtige Einstellung zu Jean Paul ist, daß man ihm eine durchaus ursprüngliche Kraft des Schauens und des Verbindens seiner Bilder nicht absprechen kann. Wo Jean Paul ganz er selbst ist, redet daher aus ihm der Sinn für den Menschen und seine Sprache und für Natur unmittelbar zu uns. Hierin liegt seine Größe, zu einer Zeit, die fast nur aus mittelbaren Anregungen und aus einem gewissen Überlegenheitsgefühl heraus schuf. Die Deutschen neigen sicher auch heute noch mehr dieser eben genannten Lebens- und Weltbetrachtung zu, und Jean Pauls Muster tritt nur selten ungetrübt vor ihr Bewußtsein. Es ist fast so, als ob der Glücksfall eines solchen Spiegels des Lebens den Deutschen vom Schicksal um so seltener zugedacht worden sei, seitdem seit 1800 die Entwicklung seiner staatlichen Ordnung ihm eine fast unerhörte Fülle schicksalsmäßigen Geschehens voll widerspruchsvollster Möglichkeiten gebracht hat.

So sehr Jean Paul dahin gelangt, die Welt unmittelbar zu erfassen, so tief bleibt er zuweilen im rein Handwerklichen stecken. Überall scheinen neben den bis zum Bersten gedrängten Seiten, die er schrieb, noch die Exzerpte liegen geblieben zu sein, deren er seit seiner Schülerzeit eine riesige Zahl aufhäufte — ein Erbstück dieses 18. Jahrhunderts, dessen Kultur in so manchen Dingen von dem gesammelten Gut früherer Zeit lebte und nur schwer selbst neue Werte schuf. Der Einfluß Frankreichs war eben hierin zu stark, um ihm sich völlig entziehen zu können. Aber in dieser Begrenztheit bleibt der Gewinn, der für uns Heutige aus Jean Paul zu ziehen ist, beträchtlich. Wenn der Humorist Jean Paul die Welt in ihren Möglichkeiten kaleidoskopartiger Verknüpfung schildert, so beherrscht doch ein gewisser feierlicher Ernst seine Form, die sich in langen Sätzen oft bis zu pedantischer Genauigkeit in der Wiedergabe dessen, was er ausdrücken will, gibt. Sehen wir, wie er seine Kunst handhabte:

Ist es nicht ein köstlicher Gedanke, wenn ein Schriftsteller in der Schilderung des ersten Fibelherausgebers der eignen Leistung spottet? Jean Paul hat diesem Einfall eine seiner Kleinidyllen gewidmet, und das in einer Zeit, die sich — zu Recht oder zu Unrecht, wer will das entscheiden — für sehr reich hielt und daher mehr als spätere Generationen für das Bild der Armen und der Armseligkeit aufnahmefähig war. Und er druckte im Anhang die erste Fibel wirklich ab, wie z. B.:

Die Klosternonne will tun Buß,<br>
Ein Nagelbohr man haben muß.

Einer der in der Beschränkung sein Lebensglück sucht, der Sohn eines Vogelstellers, dem von seinem strengen Vater her eine zärtliche Liebe zur Natur eigen ist, so geht Fibel,

nach seiner Verlobung, ans Werk. Ein Magister und zwei Mitarbeiter sind seine Gehilfen. Der schnell Berühmte zerbricht sich den Kopf, wie er der Nachwelt all das biographische Material, dessen sie über ihn bedarf, sämtlich und lückenlos hinterläßt. Jean Paul spricht selbst in die Geschichte hinein, indem er dem Fibel die eigenen Wünsche leiht:

„... Noch zeigt sich niemand dazu, und vergeblich bin ich jahrelang am Leben und führe in Bayreuth meine Gespräche und den beigefügten Lebenswandel, ohne daß da nur ein Hund die Feder nähme und charakteristische Züge heimlich für solche Memoires von mir aufgriffe, als ich mich (aus Mangel eines andern) leider künftig selber zusammenzutragen genötigt sehe."

Und mit dem Augenzwinkern des Wissenden fährt er fort:

„... Sollten wir aber nicht überhaupt, ihr guten Mitgelehrten, in den Zeitstrom, wie die Pariser Polizei in die Seine, öfters Netze einlegen und ausspreizen, um gelehrte namenlose Scheinleichen aufzufangen und ihnen so Leben und Namen wiederzugeben?"

Das ist Geist des Literaten, der fast selbstgefällig sein Handwerkszeug und seine Kunstmittel vorweist. Bei derartiger besinnlicher Fragestellung liegt die Arbeitsart des zünftigen Schriftstellers mit seinem Suchen und Schwanken offen zutage, weit mehr als in den fertigen Menschen oder Lebenslagen, die er darstellt. Man lese als Ergänzung hierzu nur einmal die Tirade im Quintus Fixlein:

„... Denn man braucht nicht viel Nachdenken, um einzusehen, daß die Höllenleiden eines Schulmannes nicht so außerordentlich, sondern vielmehr, da er am Gymnasium von einer Stufe zur andern steigt, den wahren Höllenstrafen ähnlich sind, die trotz ihrer Ewigkeit von Säkulum zu Säkulum schwächer werden. Da noch dazu nach dem Ausspruch eines Franzosen „deux afflictions mises ensemble peuvent devenir une consolation", so hat man in einer Schule Leiden genug zum Troste, da aus acht zusammengegossenen Afflitionen — ich rechne nur auf jeden Lehrer eine — gewiß mehr Trost zu schöpfen ist als aus zweien. Nur schlimm ist's, daß sich Schulleute nie so vertragen wollen wie Hofleute; nur polierte Menschen und polierte Gläser kohärieren leicht. Noch dazu wird man in Schulen — und überhaupt in Ämtern — allemal belohnt; denn wie im zweiten Leben eine größere Tugend der Lohn der hiesigen ist, so werden dem Schulmann seine Verdienste durch immer neue Gelegenheiten zu neuen bezahlt, und er wird oft gar nicht aus seinem Amte fortgelassen".

So schreibt Jean Paul (was man leicht übersieht) eher für neugierig fragende Kinder als für den Menschen, der die fertige Wahrheit vom Schriftsteller verlangt, und das Kind kann oft heikle Fragen stellen. Jean Paul antwortet ihm mit soviel Wahrheit als es begehrt:

„... da Kinder uns zehnmal weniger verstehen, als wir glauben, und, gleich den Erwachsenen, tausendmal weniger nach der letzten Ursache, sobald sie die vorletzte wissen, umfragen, als einige bei beiden voraussetzen ..." (Levana).

Auf diesem Wege wurde Jean Paul Humorist. Ihm fehlt zwar bisweilen das Ursprüngliche; nicht etwa die gesunde geistige Lebenskraft, die den Humoristen ausmacht, aber er ist und bleibt bewußt für eine künstliche Sphäre schaffender Literat, selbst da, wo er die feinste Komik erreicht. „Sich den Verhältnissen entgegenstellen", heißt es bei ihm vom Humor im Siebenkäs. Und so ist er kindlich, wo es ihm beliebt kindlich zu sein, er spielt gar zu gern mit dem Feuer, wie es Kinder tun. Er ist respektlos, wie es jeder Humorist sein muß: Er sah um sich herum in der großen Literatur den Kult der Form und des Individuums aufs höchste gesteigert. Gegen beides läuft er Sturm. So kommt es, daß er formlos bis zur (künstlerischen) Liederlichkeit wirkt — Grund

genug, daß ihn ganze Literatengenerationen, von Börne und Heine an, vergötterten. Aber er bleibt mehr als die literarisch Großen, die er kannte und die ihn nicht liebten, im Zusammenhang mit allem, was menschlich und alltäglich ist. Er sah, daß der Individualismus, der auf der anderen Seite so starke Forderungen auslöste, sich irgendwie einordnen, binden, d. h. einer Gesellschaftsnorm untertan sein mußte: Die eigene „schöne Seele" selbst Jean Pauls dürstete nach Austausch von Ideen und Gefühlen, mit gleichgerichteten Menschen. Sie stellte sie in großen, oft zu großen Formen vor die Mitwelt. Und doch haben wir bei Jean Paul das Gefühl: Das sind wir selbst! Man sollte ruhig jeden Abend ein Kapitel aus ihm lesen. Die großen Zusammenhänge einer auch nur verständlichen Handlung bleiben ihm meist versagt, aber das Zuständliche d. h. das tägliche Brot, das wir auch im Literarischen brauchen, wenn uns nicht feinste Geselligkeit dies ersetzt — da ist Jean Paul unerreicht. Er gebärdet sich zuweilen etwas toll: Alles Lebendige muß für ihn erst mechanische und rein stoffliche Formen annehmen, dann kann er es in buntem Wirbel in die Luft schleudern. So treibt es eben jeder Humorist. Man lese, wie er im Siebenkäs sich selbst zeichnet:

„... Ein handelnder Humorist ist bloß ein satirischer Improvisator. Dies begreift jeder Leser — und keine Leserin. Ich wollte oft einer Frau, die den weißen Sonnenstrahl der Weisheit hinter dem Prisma des Humors zersplittert, gefleckt und gefärbt erblickte, ein gut geschliffenes Glas in die Hände geben, das diese scheckige bunte Reihe wieder weiß brennt — es war aber nichts. Das feine weibliche Gefühl des Schicklichen ritzet und schindet sich gleichsam an allem Eckigen und Ungeglätteten; diese an bürgerliche Verhältnisse angestängelte Seelen fassen keine, die sich den Verhältnissen entgegenstellen. Daher gibt's in den Erblanden der Weiber — an den Höfen — selten Humoristen, weder von Leder noch von der Feder."

Jean Paul war nicht in dem Sinne Humorist, daß er einfach den großen Tatsachen und Ideen eine Karikatur entgegensetzte. Er trug sein eigenes Bild von dem Menschen in sich — nicht so wie er ihn sich für diese oder jene Lebenslage wünschte, sondern mehr als Traum von dem, was der Mensch auch einmal sein kann. Man darf ihn daher weder im Zusammenhang mit den politischen Bewegungen der Epoche noch zusammen mit den die Schriftsteller seiner Zeit sozusagen schulmäßig bewegenden Problemen betrachten und hiernach gar beurteilen. Das war es, was E. M. Arndt inmitten ernstester Nöte des Vaterlandes ihm vorwerfen zu müssen glaubte. Jean Paul setzt als Zweck den Idealmenschen, den „Preismenschen", wie er in der Levana sagt; er will von dem „Anthropolithen" die „Steinrinde wegbrechen". Im Titan (IV, 105. Zirkel) bringt er dies auch einmal gut zum Ausdruck.

Aber so etwas versteckt sich bei Jean Paul und reicht nicht aus, ihm eine geschlossen aufgebaute Menschheitsform zuzuschreiben. Er biegt von dem Ernst der Forderung, die das Individuum an sich selbst stellen muß, ab. In einer Zeit, die das Religiöse allmählich wieder aufbaute, pflegte er es seinerseits mit Sorgfalt; er hält es für seine Pflicht es zu tun. In einer Zeit, die von Waffen starrte und Kriegslärm übergenug zu hören bekam, hat er nur selten einen Blick übrig für das Handwerk des Soldaten; aber etwas von kleinstaatlichen Bildern und Urteilen ist ihm geblieben. Man lese nur einmal das reizvolle Bild von den Stadtsoldaten im Siebenkäs:

„... Eine Stadtmiliz, eine Landmiliz ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich stets den Rücken, und was darunter ist, zukehrt, so wie auch eine gut geordnete Bibliothek nur Rücken zeiget. Hat der Feind Herz: so verehret der Heerbann wie der tapfere Spartaner die Furcht; und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen

müssen, den sie mitzuteilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegknecht oder Friedenknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Tore erschreckt; man nennt es: ablösen..... Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonett zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpuniert. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Tore gestellt, und so werden solche Harpuniere recht gut von der Stadt und ihrem Tor bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbeiging, gewünschet habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knüttel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen wollte."

So bleibt Jean Paul als Schriftsteller gebunden an die Zeitenwende, für die er schrieb. Man glaubt oft neben ihm zu sitzen in einem Salon fein plaudernder Menschen, und ihr Gesichtskreis schafft sich restlos in den Inhalten seiner Werke Raum. Er war von allen Schriftstellern um 1800 am meisten zu einer Reproduktion der Gesellschaft seiner Zeit befähigt. Dies gibt seinen Werken die starke Lebendigkeit eines guten Geschichtsbildes. Aber er zeichnet nicht nur Geschichte nach; er ist selbst auch ein Stück Geschichte, indem er die Wendung zu dem beschaulich Einfachsten im deutschen Charakter einmal klar verkörpert. Wir brauchen ihn nicht in einer Art Jean Paul-Renaissance wieder wach werden zu lassen; denn derartige literarische Absichten tragen ihren Todeskeim in sich. Warten wir vielmehr ab, bis das Schicksal uns — wie ihm in einer Zeit großer Stürme — die Selbstsicherheit und den Glauben daran gibt, daß wir kein Spielball fremder Vergewaltigungen und Einwirkungen sind, sondern auch selbst etwas sein und bleiben können. Hoffentlich läßt dieses Schicksal nicht allzulange auf sich warten!

Dr. Bürger, Spandau.

---

# Erlesenes.

Griechisches Denken und griechisches Volkstum. Aus H. Dellbrück, Weltgeschichte I. Teil Altertum. O. Stollberg & Co. Berlin 1924.

Der Ewigkeitswert der griechischen Kultur liegt nicht in den Kunst- und Literaturwerten, so unschätzbar sie sind, sondern in der Konstituierung des freien Geistes, des autonomen Denkens.

Schon im sechsten Jahrhundert hat, wie wir gesehen haben, der hellenische Geist begonnen, sich in dieser Richtung zu regen, im fünften Jahrhundert erlangt er die völlige Freiheit, und im vierten werden die durchgebildeten wissenschaftlich-philosophischen Systeme geschaffen. Hätte das Hellenentum auch diese Höhe erklommen, von der aus es noch heute das Weltdenken beherrscht, wenn die Kantone in dem überlieferten Stillleben und den Kleinkämpfen der Frühzeit verharrt hätten? Wenn nicht der große Kampf mit dem Perserreich und alle seine Folgen das Griechentum durchschüttelt und neugestaltet hätten?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß zwischen den großen politisch-kriegerischen Ereignissen und den geistigen Bewegungen und Schöpfungen eine Wechselwirkung stattfindet. Die Größe der Entscheidungen, die die Griechen politisch durchfochten, spiegelt

sich nicht nur in der Größe ihres geistigen Schaffens, sondern ist auch anzusehen als eine Triebkraft. Nicht nur, daß die Griechen ihre Freiheit bewahrten, sondern die Tatsache, daß sie sie im Kampf bewahrten, gibt ihrem Dasein den Lebensodem.

Der Freiheitsbegriff im politischen Sinne ist erst durch die griechischen Perserkriege in der Menschheit zu voller Kraft entwickelt worden. Der Freiheitsbegriff im politischen Sinne erzeugt aber auch den geistigen Freiheitsbegriff, das ist die Kühnheit des Denkens, die alle Probleme des Daseins und des Menschentums in der Tiefe zu erfassen wagt.

In den asiatischen Despotien konnte die Vorstellung der Menschenwürde keine Kraft gewinnen. In Hellas entstand nun ein Selbstbewußtsein des Individuums, das keinerlei Schranke mehr anerkennt, und das ist notwendig für die Literatur wie für die Philosophie.

Welche Gewalt, welche geist- und willenbildende Kraft liegt in dem einem Distichon, das durch alle Jahrtausende und alle Sprachen gegangen ist:

Wanderer, kommst Du nach Sparta, so melde dorten, Du habest Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl!

Der nationale Freiheitskampf ist noch mehr und noch Höheres, als der revolutionäre, weil er zugleich konservativ ist. Das Heldentum der dreihundert Sparter von Thermopylä gründet sich auf ihren Gehorsam gegen ihr Gesetz: „wie das Gesetz es befahl". So lebte in Hellas beides fort, sowohl die Idee der Freiheit, wie die Idee des Gehorsams, und rangen miteinander.

Nicht bloß Äschylus' Drama „Die Perser" hat zur Voraussetzung, daß die Perserkriege wirklich gewesen sind, sondern auch die tiefe Empfindung für das Tragische eines Konfliktes der Pflichten, aus dem Sophokles' Antigone erwachsen ist, konnte nur entstehen in einem Gemeinwesen, wo ebensowohl der Sinn für die Heiligkeit des gesetzlichen Gebotes wie für das höhere ewige Gesetz und die freie Persönlichkeit lebte.

Hier haben wir das Wesen und die Größe des griechischen Denkens. Nicht die bloße Auflösung der dumpfen Tradition, sondern das Finden der positiven Wahrheit, der Anerkennung, daß das Recht und das Gute reale Werte seien: Sokrates.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Vollendung des griechischen Geistes aber vollzog sich in der reinen Demokratie, in der athenischen. Hier gab es die Zuhörerschaft nicht nur für die Rhapsoden des Epos, sondern auch für das Drama.

Die Perserkriege gaben den Griechen nicht nur das höchste Selbstbewußtsein, sondern auch zugleich in dem Seebunde mit der Hauptstadt Athen einen glänzenden Mittelpunkt, der die Schwäche des Partikularismus wieder wettmachte, ohne seine Produktivität zu fesseln. Die Herrschaft Athens aber entwickelte sich zu einer Tyrannis, die dem Freiheitssinn der Griechen unerträglich wurde, und der unausgesetzte Bürgerkrieg war die Folge. Die Partikularstaaten schlugen sich nicht nur miteinander, sondern die Gegensätze ergreifen auch das Innere und lösen Staatsstreich über Staatsstreich aus, Revolution über Revolution, Gewalttat über Gewalttat. Man hat Mühe, sich vorzustellen, daß Hellas in diesen Kämpfen nicht wirtschaftlich wie moralisch völlig zugrunde gegangen ist. Aber es muß wohl so sein, daß der Krieg, der schreckliche Zerstörer, ebensosehr Lebenswecker ist. An geistiger Fruchtbarkeit ist das neue Jahrhundert nicht ärmer als das vergangene, in dem die politischen Ereignisse das höchste Interesse erregen.

Das eigentümliche und einzige des Perikleischen Zeitalters ist die Einheit des gesamten Daseins, Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur. Die Kunst und das künstlerische Empfinden ist es, das alle in dieser Einheit verbündet. Die Tragiker und Historiker arbeiten nicht weniger als die Philosophen an dem Rätsel des Daseins, und Phidias

schafft ebenso wie die Dichter Götzenbilder in Götterbilder um. Alle aber treffen zusammen und gruppieren sich um den Hof des leitenden Staatsmannes. Im peloponnesischen Krieg hört diese harmonische Einheit des hellenischen Daseins auf. Sokrates war noch ebensosehr athenischer Patriot wie Philosoph gewesen und hatte Leben und Welt in ihrer ganzen Fülle und Ausdehnung zu packen gesucht. Sein Tod löst diese Einheit. Jetzt setzt die Differenzierung ein, die bis auf unsere Tage sich fortwährend weiter verzweigt hat, so daß es heute längst unmöglich geworden ist, daß ein Mann in allen Zweigen des Daseins arbeitet, oder nur von ihnen Kenntnis nähme.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die Einleitung zu diesem Werke zurückkommen. Ich legte dar, daß die Erde im Weltall doch nur ein Stäubchen ist und warf die Frage auf, ob die Ereignisse auf diesem Stäubchen von Wert und Interesse seien. Ich wiederhole jetzt diese Frage, indem ich darauf hinweise, daß wiederum auf der Erdkugel das Ländchen Attika nur ein Punkt ist. Die Ereignisse aber, die sich auf diesem Punkte abgespielt haben, ergreifen uns im Innersten und sind uns ebenso wichtig wie das ganze Weltall. Der Raum ist kein Maßstab für den Geist; der Mensch ist etwas anderes als die Materie.

Xenophon, auch er ein Schüler des Sokrates, setzte das unvollendet gebliebene Geschichtswerk des Thucydides fort und führt es von 411 herab bis zum Jahre 362, dem zweiten großen Siege des Epaminondas über die Spartaner, der Schlacht bei Mantinea. Wie Plato, so hatte auch Xenophon im Rückschlag gegen das von der patriotischen Demagogie zerrüttete Athen eine gewisse Vorliebe für das aristokratisch-autoritative Sparta. Als nun auch Sparta bei Mantinea endgültig niedergeworfen wurde, als jede Aussicht auf eine vernünftige Ordnung unter den hellenischen Staaten geschwunden war, legte der alte Mann die Feder nieder, melancholisch und müde. Als letztes schildert er noch mit der ganzen Kraft des Soldaten, der er selber gewesen war, die Schlacht mit der schrägen Ordnung, wo der verstärkte linke Flügel die feindliche Phalanx rammte „wie eine Triere". Aber diese Schlacht habe gar keinen Erfolg gehabt. „Die Planlosigkeit und die Verwirrung wurde in Hellas nach der Schlacht noch größer als vorher. Bis hierher will ich geschrieben haben; was nachher gekommen ist, dessen wird sich vielleicht ein anderer annehmen."

Niemals wohl ist tiefste Erschütterung in schlichteren, man möchte sagen, leiseren Worten zum Ausdruck gebracht worden.

Klassizismus und Romantik. Aus Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst. Bd. III. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1926.

Als der romanische Stil zu sein aufhörte, sprang aus seiner letzten Hülle der gotische hervor; als der gotische zu Ende ging, wartete schon vor der Tür jenes Neue, das wir Spätgotik nennen; und aus der Mischung desselben mit der Renaissance entwickelte sich der Barock: — als aber der Barock zusammenbrach, entwickelte sich aus ihm nichts mehr. Klassizismus und Romantik in ihrem Nebeneinander bedeuten nur die Unfähigkeit der Zeit, ihr Wesen und ihre Sehnsucht zu einem Stil zu verdichten. Keine Täuschung ist darüber möglich: Von 1770 ab bis auf den heutigen Tag hat die bildende Kunst nur sehr unvollkommen das Neue, das die Zeit in sich fühlte, zum Ausdruck gebracht. Und auch die Zeit selbst hat ihre Schwächen so gut gekannt, wie nie eine. „Was sind wir doch", sagte Goethe zu Heinrich Voß, „gegen die Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts? Wahre Taugenichtse! Was ist unser Jahrhundert gegen dieses kraftvolle!" Und Friedrich Schlegel seufzte: „Es erscheint wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimnis, warum einige Zeiten, dem Anschein nach ohne alles äußere Zutun und ganz

wie von sich selbst, künstlerisch so reich und glücklich sind, während andere bei dem besten Streben und dem vollen Ernst intellektueller Bildung durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen."

Gewiß war das 19. Jahrhundert nicht arm an Künstlern von echter Begabung und redlichem Streben; allein die Kunst, die sie hervorbrachten, war nur die Kunst von Individuen, nicht Kristallisation eines Gesamtbewußtseins. Es gibt im 19. Jahrhundert nur Künstlergeschichten, unter Umständen sehr interessante, — keine Kunstgeschichte als organische Problementwicklung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir können den Bemühungen im Zeitalter unserer klassischen Dichtung und Musik der bildenden Kunst mit Teilnahme folgen und werden doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß es keinen einzigen Baukünstler, Maler oder Bildhauer gab, der seiner Zeit und vollends uns Nachlebenden dasselbe bedeuten würde wie Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Der Abstand ist unermeßlich groß. Und nicht nur um ein Zurückbleiben der bildenden Kunst handelt es sich, sondern um ein Herabsinken von einer vorher innegehabten Höhe. Die schöpferische Kraft der Nation war auf den meisten Punkten in reicher Entfaltung begriffen — auf diesem einen versagte sie. Es muß versucht werden, die Ursachen aufzudecken.

Die erste und offenkundigste ist die Auflösung der alten Gesellschaft, die als Überflügelung des Adels durch das Bürgertum in die Erscheinung trat. Das Bürgertum gelangte zur Macht durch seine Arbeit: im ersten Abschnitt, von 1770 bis 1830, war es geistige, im zweiten, von 1830 ab, wirtschaftliche Arbeit. Die ererbten Privilegien des Adels kamen nicht durch veränderte Gesetze zum Fall, sondern dadurch, daß die Nation die Achtung vor ihnen verlor. Der wahre Aristokrat war jetzt der Geistesaristokrat; man weiß, wie zwei so unrevolutionäre Männer wie Goethe und Schiller darüber dachten, als ihnen der Adel verliehen wurde. Der Geburtsadelige konnte sich nur in Geltung erhalten, wenn er die Bildung der neuen Zeit, das ist die bürgerliche Bildung, sich zu eigen machte. Der Vorteil für das Individuum war unbegrenzt, gesellschaftbildend war das Prinzip nicht. Zum Beleg vergleiche man nur die Porträts aus dem letzten Drittel des Jahrhunderts mit denen aus dem ersten: wie bürgerlich in ihrem äußeren Aussehen ist die vornehme Welt geworden, wie tritt in der Charakteristik der Personen die Standesrepräsentation vor der Darstellung des Individuums zurück! Auch der Typus der Künstler individualisiert sich. Die Künstler der Barockzeit waren Hofbediente gewesen, von 1770 ab wollten sie die freiesten der freien Menschen sein. Bald begannen sie auch Schule und Tradition zu verachten. In Menge strömten sie aus der Heimat weg nach Italien, um in höchster Ungebundenheit ihre Vorbilder frei zu wählen, niemandem sich verpflichtet zu fühlen, als nur dem, was sie ihren Genius nannten. Die Künstler der revolutionären Neuzeit waren denen des Mittelalters unterlegen nicht etwa wegen eines Mindermaßes an Begabung, sondern weil nicht mehr der gesammelte Wille der Gesellschaft in ihren persönlichen überströmte. Bitter rächte sich die Überhebung in dieser losgelösten persönlichen Freiheit. Es ist die Tragik des modernen Menschen.

Die Zerstörung der Tradition war eine doppelte: sie betraf zunächst die nur in gesellschaftlicher Überlieferung mögliche Ideenwelt, wobei es sich bald zeigte, daß die Anknüpfung an willkürlich gewählte Vergangenheiten (Prinzip der Romantik) kein Ersatz dafür war; sie betraf zweitens das Handwerkliche in der Kunst. Eine Verwilderung der künstlerischen Technik, eine Verkümmerung des „Könnens" trat ein, die wir heute nicht mehr leugnen. Wenn wir in den letzten Jahrzehnten des 18., den ersten des

19. Jahrhunderts einem leidlich gut gemalten Bilde begegnen, so ist das Löbliche in ihm immer ein unbewußtes Nachleben barocker Tradition.

Das Bürgertum des 18. Jahrhunderts hatte sich dem Barockgeist unterworfen, nicht ihn erzeugt. Als es sich frei machte, zur Vorherrschaft emporstieg, suchte es den Ausdruck seines Wesens im Wort und im Ton. Dichtung und Musik absorbierten alles, was im Bürgertum an künstlerischem Interesse vorhanden war. Es trat das wunderliche, jedenfalls den schöpferischen Kunstepochen unbekannte Verhältnis ein, daß Dichter und Philosophen es unternahmen, den Künstlern zu sagen, was und wie sie schaffen sollten. Die entscheidenden Jahre des Umschwungs sind an kunsttheoretischen Schriften aus der Feder von Laien überreich. Im selben Jahre wie Winckelmanns Kunstgeschichte (1764) erschienen Kants „Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", 1766 Lessings Laokoon, 1767 Herders viertes „Kritisches Wäldchen" usw. Sie sind geschrieben von Denkern, die zur Kunst fast kein anschauliches Verhältnis hatten. Und selbst des jungen Goethe Hymnus auf Erwin von Steinbach gilt im Grunde gar nicht der schnell wieder vergessenen gotischen Baukunst, sondern dem Freiheitsdrang seines dichterischen Genius. Zwanzig Jahre später erklärte Carstens, der am höchsten gepriesene unter den Malern des Klassizismus: „Die Hauptsache für den Maler sei die Wahl des Inhalts und die Poesie der Erfindung." Diese Gesinnung, die bei Carstens mit besonders stolzem Selbstbewußtsein sich äußert, ist aber nur die Kehrseite eines die ganze Spätzeit des 18. und Frühzeit des 19. Jahrhunderts beherrschenden Mangels: der Ermattung der künstlerischen Sinnlichkeit. Selbst Goethe, der als Dichter so viel von ihr besitzt, geht ihrer in seinem Kunsturteil fortschreitend verlustig. Wer wird sich da wundern, wenn das große Publikum immer mehr nach dem Was und nicht nach dem Wie zu fragen begann? Selbst ein so liebenswerter und mit tiefem Natursinn begabter Maler wie Kaspar Friedrich steht in fernen landschaftlichen Kompositionen auf der Grenze von Malerei und Poesie. Die Mehrzahl der Landschaftsmaler faßte aber das Was viel gröber auf: als Vedutenmalerei. Am wenigsten litt darunter naturgemäß das Porträt. Und doch stand auch diese Gattung offenbar viel niedriger als noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, um so niedriger, je mehr sie sich befleißigte, den klassizistischen Forderungen des Tages gerecht zu werden. Die wenigen charaktervollen Porträts, die um 1800 noch gemalt worden sind, man denke etwa an die von Runge und Oldach, stehen abseits vom großen Strom, und fanden keine Beachtung.

Nennen wir aber nun die größte Einbuße, die der Kunst widerfuhr: es war, daß in ihr die religiöse Überlieferung nicht mehr mitsprach. Die neue bürgerliche deutsche Bildung ruhte ausschließlich auf dem Protestantismus. Ganz gewiß fehlt unserer klassischen Dichtung und Philosophie das religiöse Element nicht; allein es steht außerhalb der Kirche und hat auch kein Bedürfnis nach ergänzendem Ausdruck durch die bildende Kunst. Die katholische Kirche aber war durch das Eindringen der Aufklärung gelähmt. Durch die Säkularisation der Kirchengüter im Reichsdeputationshauptschluß wurde sie auch der äußeren Mittel zu künstlerischem Betrieb beraubt. So war auch auf dieser Seite die Trennung von Kunst und Kirche zur Vollendung gebracht, und es bedarf keiner Ausführung, welche Verarmung dies bedeutete. Auf die Revolutionszeit folgte zwar die Restauration und in ihr eine Wiederbelebung des kirchlich-religiösen Geistes in beiden Konfessionen, aber die Kunst konnte den hinter ihr liegenden Bruch mit der Überlieferung nicht verwinden: sie zeigt, vergleichen wir sie mit der religiösen Kunst des Mittelalters, nur zu deutlich, daß sie etwas Konstruiertes, Gewolltes, nicht Gewordenes ist, weshalb auch die ernstesten Versuche in ihr keinen wahren, d. h. aus innerer Notwendigkeit entsprungenen Stil haben. Die religiöse Kunst des 19. Jahrhunderts fand

keinen Boden im Volk. Die gewaltigen Schöpfungen des Peter Cornelius in der Münchener Ludwigskirche und für den Camposanto in Berlin gingen an den Zeitgenossen ohne Wirkung vorüber. Und überhaupt blieb im 19. Jahrhundert die monumentale Malerei, so viel Anstrengungen in ihr gemacht wurden, eine Treibhauspflanze.

Zusammenzufassen: Die Gesellschaft war in Individuen aufgelöst, und an die Stelle der Kirche trat der Staat; mit ihnen allein hatte die Kunst es noch zu tun.

Der letzte König, der noch ein großer Bauherr im alten Stil sein wollte, war Ludwig I. von Baiern. Allein seinen Unternehmungen fehlte gänzlich der Rückhalt in der Gesellschaft, dessen auch ein König bedarf. Seinen Unternehmungen, so selbstherrlich sie durchgeführt sind, fehlt alle persönliche Selbstsicherheit im Künstlerischen: er nötigte seine Künstler, sämtliche Stilarten der Vergangenheit nach- und nebeneinander durchzuspielen, — nur das 19. Jahrhundert kam in seinen Bauten nicht zum Wort. Im allgemeinen aber bauten nicht mehr die Könige, sondern der Staat. Die wichtigsten Aufgaben, die er stellte, waren vor 1830 Theater und Museen, nach 1830 treten mehr und mehr die öffentlichen Nutzbauten in den Vordergrund. In der Malerei bemühte sich der Staat um monumentale Ausschmückung seiner Bauten, aber man weiß zur Genüge, daß diese Bemühungen, die im individualistischen Zuge der Zeit keine Stütze fanden, unfruchtbar verliefen. Der Bildhauerkunst endlich stellte der Staat die wesentlich neue Aufgabe des öffentlichen Denkmals, und in ihr war er verhältnismäßig am glücklichsten, weil hier die geistige Mitarbeit des Volkes von selbst eintrat. An der Stellung von Aufgaben hat es der Staat also nicht fehlen lassen; nur ist der moderne Staat eben nicht das Wesen, das der Kunst einen inneren Gehalt geben könnte.

Von diesem flüchtigen Ausblick ins 19. Jahrhundert kehren wir zurück zur Lage der Kunst vor und nach 1800. Hier fällt der Blick auf die überraschende Tatsache, daß die Führung, im vollsten Gegensatz zur Barockzeit, dem Nordosten Deutschlands zufiel. Es ist herkömmlich, das Verdienst um die Erneuerung Deutschlands dualistisch so zu verteilen, daß die fröhliche Heimat deutscher Kunst, wie noch Treitschke sich ausdrückt, im Südwesten gelegen habe, während der Beruf des Nordostens, das ist Preußens, im Staat beschlossen gewesen sei. Wir müssen betonen, daß in dieser Auffassung der Nordosten zu kurz kommt. In der bildenden Kunst — um nur von ihr zu reden — war eben doch der Nordosten das Quellland aller vorwärts treibenden, nach Neugestaltung ringenden, das Bild des Zeitalters bestimmenden Kräfte. Die literarischen Vorkämpfer des Klassizismus wie der Romantik, Winckelmann wie Wackenroder; Carstens, Runge und Friedrich die Maler; Schadow und Rauch die Bildhauer; Erdmannsdorff, Langhans, Gilly und Schinkel die Architekten — sie alle waren jenseits der Elbe und nahezu alle im Staate Friedrichs des Großen geboren und haben in ihm gewirkt. Dagegen hat der Südwesten jetzt nur wenige und darunter keine führenden Künstler hervorgebracht. Selbst in dem Künstlerkreise um Ludwig von Baiern standen Norddeutsche oder Rheinländer, Klenze und Gärtner, Cornelius und Schnorr an der Spitze.

Klassizismus und Romantik sind wohl im Prinzip Gegensätze: bei den Besten des Zeitalters streben sie nach Vereinigung — Goethe war ebensosehr Romantiker wie Klassizist; Schinkel, in dem wir den spezifischen Repräsentanten des Zeitalters sehen, war gleichfalls beides. Der Klassizismus geht von dem Begriff der Vollkommenheit aus: diese kann nur eine sein; ihre höchste Verwirklichung bisher hat sie bei den Griechen erlebt, diese sind deshalb das ewige Vorbild vollkommener Kunst. Der Grundgedanke der Romantik ist das Allumfassende. Wackenroder sagte: „Das Brüllen des Löwen ist Ihm (Gott) so angenehm wie das Schreien des Renntiers; und die Aloe duftet Ihm ebenso lieblich als Rose und Hyazinthe.. ihm ist der gotische Tempel so wohlgefällig

als der Tempel der Griechen." Es ist romantisch empfunden, wenn Langhans und Gilly auf die dorische Ordnung zurückgreifen und darüber hinaus eine primitive Antike rekonstruieren; Schinkel benutzte nebeneinander griechische und gotische Formen; Ludwig von Baiern vereinigte in seiner Hauptstadt alle je dagewesenen Stilarten. Nicht in der Kunst, sondern in der Wissenschaft liegen die unbestrittensten Werte der romantischen Weltanschauung. Sie gab dem 19. Jahrhundert einen unendlich erweiterten Horizont, sie hat ihm den Sinn für das Historische und Nationale eingepflanzt, die künstlerische Aufnahmefähigkeit in einem früher unerhörten Ausmaß gesteigert. Im Genuß der Rezeption hat sich das 19. Jahrhundert für das schadlos gehalten, was ihm im Schaffen versagt war. Und wer wollte leugnen, daß in diesem universellen Mitempfinden mit allem, was Vergangenheit und Ferne in der Kunst geschaffen haben, ein Glück besonderer Art liegt, ein Glück, das keine frühere Zeit so ausgekostet hat.

Niemals seit der Reformationszeit, trotz ihrer geringeren schöpferischen Kraft, war die deutsche Kunst gegenüber dem Auslande so unabhängig wie in der Epoche der Romantik. Diese Zeit der größten Expansion gegen die Vergangenheit war zugleich eine Zeit der Konzentration im eigenen Wesen. Die bewußte und oft fehlgreifende Anknüpfung an das Mittelalter ist nicht die Hauptsache, sondern das unbewußte Weiterspinnen eines durch alle Zeiten, nur nicht immer sichtbar, sich hinziehenden deutschen Fadens.

Klassizismus und Romantik erstrecken sich in ihren Nachwirkungen tief ins 19. Jahrhundert. Die Zeit ihrer Herrschaft indessen ging bald nach 1830 zu Ende. Die dreißiger Jahre vollziehen im inneren Leben des deutschen Volkes eine Umwälzung, die erst zu Ende führte, was die Revolutionszeit mit dem Umsturz der äußeren Formen begonnen hatte. Unsere klassische Dichtung und Philosophie hatte der alten Aufklärung, dessen Kind die französische Revolution war, ein neues, idealistisches Weltbild entgegengesetzt: der deutsche Idealismus brach 1830 zusammen. 1829 starb Beethoven, 1831 Hegel, 1832 Goethe: ein Generationenwechsel trat ein, der an den nach dem Tode Dürers erinnert. Gegenüber dem höchst selbständigen deutschen Denken der Epoche von 1770—1830 drangen, zuerst im Staatsleben, die Ideen des Westens ein und überwältigten den Geist der Befreiungskriege. Die neuen Mächte, die langsam, aber unwiderstehlich die innere Gestalt Deutschlands umwandelten, waren der Liberalismus und Kapitalismus, Wissenschaft und Technik. Ihnen antwortete in der Kunst der Realismus. Schon 1834 sprach Gottfried Semper das prophetische Wort aus: „Nur einen Herrn kennt die Kunst, das Bedürfnis." Den Weg, den die deutsche Kunst seither gegangen ist, zu verfolgen, zu kritisieren oder gar die Zukunft erraten zu wollen, ist unsere Sache nicht. Nur einen Satz aus der Einleitung zu diesem letzten Buch möchten wir wiederholen: Es besteht nur eine einzige Bedingung, unter welcher Kunst unmöglich ist: die des Vorwaltens einer Gesinnung, die den Wert der Dinge allein an ihrer Nützlichkeit abmißt.

---

# Bücherbesprechungen.

## Pädagogik.

Paul Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. 5./6. Aufl. O. R. Reisland. Leipzig 1925. Geh. M. 12.—, Geb. M. 14.—.

Diese neue Auflage der Barthschen Darstellung der Geschichte der Erziehung wurde von Frau Margarethe Barth auf Grund des Hand-Exemplares ihres Mannes durchgesehen und ist so auch gerade in bibliographischer Hinsicht durchaus zuverlässig. Wie man sich auch zu der Grundthese Barths, wonach Erziehung die Fortpflanzung der Gesellschaft bedeutet, stellen mag, so ist jedenfalls soviel sicher, daß dieses Werk sich einen dauernden Platz in der Geschichte der Erziehung erworben hat. Neben den viel zu zahlreichen Darstellungen, in denen die Biographik vorwiegt, ist es eine Wohltat, die Probleme hier einmal aus dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Gesellschaft dargestellt zu finden, wobei sich das Paradoxe ergibt, daß gerade nach den soziologischen Ideen Barths eine Reihe von Persönlichkeiten auftauchen, von denen man sonst in der Geschichte der Pädagogik niemals etwas hört. Die soziologische und sozialpädagogische Betrachtung muß freilich aufs engste miteinander verbunden werden, damit nicht der Gesichtspunkt des Faktischen über den der Norm obsiegt.

Artur Buchenau.

## Geschichte.

Richard Heinze, Von den Ursachen der Größe Roms. Rektoratsrede. 2. Abdruck. B. G. Teubner. Leipzig 1925.

Die Frage nach den Ursachen der Größe Roms ist oft aufgeworfen worden, die erlauchtesten Geister haben sich damit beschäftigt; erinnert sei nur an Polybios, Augustinus, Macchiavelli, Montesquieu; auch die Historiker der römischen Geschichte haben notgedrungen zu dem Problem Stellung nehmen müssen. Zwei verschiedene ihrer Antworten ragen besonders hervor: die von Mommsen und Ranke. Mommsen sieht die Überlegenheit, welche die Römer über alle diejenigen gezeigt haben, die sie bekämpften, in dem Volkscharakter begründet, in der Superiorität der von der Natur angelegten Eigenarten des latinisch-italischen Stammes; für ihn ist die römische Geschichte die Kulturgeschichte der Italiker und der Anwohner des Mittelländischen Meeres. Ranke hingegen hat — und ihm ist Delbrück in seiner Weltgeschichte gefolgt — von vornherein einen eminent historischen Standpunkt eingenommen, den des Polybios, der die römische Überlegenheit und den Verlauf der römischen Geschichte aus den staatlichen Institutionen des Gaustaates Rom erklärt. Da Rom Grenzstadt an den Konfinien dreier Stämme (Latiner, Sabiner, Etrusker) und zugleich von den ältesten Zeiten an Handelsemporium im mittleren Italien war, besaß es wirtschaftliche und militärische Macht und konnte dadurch eine Verfassung schaffen, welche das ewige Problem staatlichen Lebens: Ausgleich zwischen Autorität und Freiheit, zwar nicht in juristisch einwandfreier, aber doch tatsächlich äußerst wirkungsvoller Weise gelöst hat. Vermöge seiner Verfassung, deren Grundzüge Ranke selber nur geahnt und deren Wesenszüge uns erst Delbrück gezeichnet hat, ist Rom nach der Meinung des Altmeisters die größte Werkstätte der Macht geworden, die die Geschichte kennt.

Der Leipziger Philologe Richard Heinze sucht seine Aufgabe mit Hilfe der Sprangerschen Typenpsychologie zu meistern, er will die Struktur der römischen Seele verstehen. Die Seelenhaltung des Machtmenschen, den Spranger auch als den politischen bezeichnet, soll die typisch psychische Struktur des Römertums, wenigstens bis in die Zeit der punischen Kriege gewesen sein. Die Geistesrichtung der Römer besaß eine große Einheitlichkeit, „die in der Geschichte der Kulturvölker kaum ihresgleichen findet". Die Römer waren weder theothetisch noch künstlerisch noch religiös produktiv, daher nach diesen Richtungen wenig differenziert. Ihre seelische Einheit beruht auf dem starken Staatsempfinden, das sich, wie H. feinsinnig zeigt, in dem Worte res publica in eigentümlicher Weise ausprägt. Damit hat H. fast eine Synthese der beiden anderen Standpunkte erreicht, er betont

ebenso stark die Eigenart des römischen Volkscharakters wie die Macht des römischen Staats. Indem der Staatsgedanke als der den Volkscharakter beherrschende erscheint, ist jedoch der Ursprung des römischen Volkscharakters bei H. so wenig erklärt wie bei Mommsen und auch nicht nachgewiesen, warum der römische Geist die Welt erobert und der ihm so nahe verwandte spartanische dies nicht vermocht hat. Die nächsten Verwandten der Römer sind die Griechen: warum hat sich bei ihnen die strukturelle Einheitlichkeit des Wesens nicht gezeigt? Warum haben sich Römer und Griechen nach ihrer Trennung aus dem Indogermanentum so verschiedenartig entwickelt? Eine Antwort auf diese Fragen bleibt H. schuldig, es ist aber ganz offenbar, weil sie eine verschiedene Geschichte hatten. Die historischen Schicksale, verbunden mit den aus der Geographie und dem Klima sich ergebenden Fakten haben die rassegleichen Stämme auf ganz verschiedene Bahnen gewiesen und ihren diametral entgegengesetzten Charakter (zum mindesten was das Joniertum anbetrifft) geschaffen. Waren aber erst die Entwicklungsmöglichkeiten in bestimmte Richtungen gebannt, so wurde die weitere Geschichte des Volkes durch die allmählich entstandene Eigenart sehr stark beeinflußt. Die Geschichte eines Volkes prägt einen bestimmten Nationalcharakter, dieser wiederum erzeugt aus sich heraus eine bestimmte Form des Handelns. Der Volkscharakter ist nichts Naturwüchsiges, sondern ein Produkt der Geschichte, er erklärt nicht einen bestimmten historischen Verlauf, sondern er bildet sich an den Begebenheiten, er greift aber dann auch bestimmend in die Geschichte ein. Der Sprangersche Gedanke der Grundtypen als primärer Tatsachen mag psychologisch wertvoll sein, für eine historische Analyse führt er auf Tatbestände, auf deren Ableitung man verzichtet, weil man über sie hinaus nicht zu gelangen vermag. Typenpsychologie ist keine echt-historische, sondern eine biologisch-philosophische Angelegenheit ihre historische Fruchtbarkeit hat H. nicht dartun können. Die Wesensart des Römertums hat H. gleichwohl richtig gezeichnet, ist aber darin über Mommsen kaum hinausgekommen. Die zweite Aufgabe, die H. sich stellt, ist zu zeigen, auf welchem Wege die Römer die rechten Führer gewannen. Was er aber über die Auswahl der tüchtigsten Männer sagt, ist mehr von einer theoretischen Überzeugung als von einer klaren Anschauung der tatsächlichen Verhältnisse eingegeben.

Dr. Konrad Molinski.

## Mathematik und Biologie.

A. Deckert. Algebra, Planimetrie, Einführung in die Trigonometrie, Einführung in die Stereometrie. Lebende Bücher. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet. München 1922/23.

Die Bücher sollen dem Schul- und Selbstunterricht dienen. Sie sind für beide Zwecke kaum zu empfehlen; jedenfalls nicht für den Selbstunterricht. Im Schulunterricht mögen sie bei genügender Vorsicht und Sachkenntnis des Lehrers einigermaßen brauchbar sein. Nur die schwersten Bedenken seien hier angeführt:

In der Algebra sind die Vorzeichenregeln (S. 10), die Regel für die Multiplikation mit einem Bruche (S. 26), die Definitionen der Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten und mit dem Exponenten Null (S. 66, 67, 71) erschlichen. Bei den Proportionen wird das Wichtigste, der Proportionalitätsfaktor, nicht erwähnt. Unklare Ausdrucksweise: „Gerade Linien stehen aufeinander senkrecht, wenn die Koeffizienten von x in ihren Gleichungen für die Ordinaten negativ und reziprok (!) sind". „Eine Gleichung 1. Grades bestimmt auf einer unendlichen Punktreihe einen Punkt, wenn ein anderer Punkt (0) fest ist". „Ein Kapital steht auf Zinseszins, wenn die Zinsen am Ende eines jeden (!) Zeitabschnitts zum Kapital geschlagen ... werden". Die Form des

Wurzelzeichens wird unhistorisch durch den Buchstaben r erklärt. In der Planimetrie werden die Parallelen zuerst durch zwei gleiche Gegenwinkel erklärt, nachher aber (S. 37 unten) als Nichtschneidende behandelt, ohne daß der Zusammenhang mit der ursprünglichen Erklärung nachgewiesen wird. Der Satz: Dreiecke, die in einer Seite und 2 Winkeln übereinstimmen, sind kongruent, ist falsch. Die Gleichsetzung von grammatischem Subjekt und Prädikat mit Voraussetzung und Behauptung eines Lehrsatzes (S. 62) ist logisch anfechtbar. Die Definition der Ähnlichkeit ist unklar. Der Beweis des Satzes, daß ein harmonischer Büschel von einer beliebigen Geraden in harmonischen Punkten geschnitten wird, ist unvollständig. Ganz verunglückt ist der Abschnitt vom vollständigen Vierseit: Die Figur stimmt nicht zum Text. Anfangs hat das Vierseit vier (!) Diagonalen; am Ende einer Schlußkette, die ganz etwas anderes beweist, steht plötzlich die richtige Satz, daß jede Diagonale durch die beiden andern harmonisch geteilt wird. Der Beweis des Satzes von der Polare eines innern Punktes des Kreises ist falsch (S. 180). Der Satz: Läßt sich ein n-Eck in n kongruente Dreiecke zerlegen, so ist es regelmäßig, ist falsch (S. 185). Der Satz: Kreise sind ähnliche Figuren, wird ohne jede Begründung hingestellt (S. 198). Die untere Grenze für $\pi$ nach Archimedes ist falsch. In der Trigonometrie ist die Betrachtung über den „Unendlichkeitspunkt" (S. 5) recht problematisch, das Operieren mit den „unendlich benachbarten" Werten (S. 7) bedenklich. Daß die Sinuslinie so genannt sei wegen ihrer „Einbuchtungen", ist barer Unsinn. Die trigonometrischen Funktionen werden als Strecken und nicht als Zahlen definiert. Bei der Aufgabe a, b, $\alpha$, $a < b$, fehlt der Hinweis auf die zweite Lösung. In der Stereometrie ist die Herleitung der Parallelität von Geraden und Ebenen (S. 2) nicht einwandfrei. Der Satz: Ist eine Gerade einer von 2 parallelen Geraden parallel, so ist sie auch der andern parallel (S. 13), bedarf im Raume eines besondern Beweises. Der Satz: Haben Ebenen mit einer Ebene gleiche Neigungswinkel, so sind sie parallel, ist offenbar Unsinn (S. 14). Der Beweis für die Inhaltsformel des schiefen Prismas (S. 21) berücksichtigt nur den einen der beiden möglichen Fälle. Das Operieren mit den zuerst „außerordentlich großen", dann „unendlich großen" Werten (S. 31) ist methodisch verwerflich.

Max Zacharias.

Bernhard Dürken. „Die Hauptprobleme der Biologie" (Sammlung Kösel Bd. 40). 287 S.; 25 Abbildungen. Preis geb. M. 4.—. Verlag Josef Kösel u. Fr. Pustet, München, 3. Aufl. 1925.

Eine sehr empfehlenswerte Einführung in die Grundfragen der allgemeinen Biologie. Der Verf. setzt bei seinen Lesern keinerlei Fachkenntnisse voraus, gibt daher einleitend unter genauer Erklärung jedes wichtigen Begriffs einen Überblick über die Aufgaben, Arbeitsmethoden und Hilfsmittel der biologischen Forschung und einen Bericht über die einschlägigen Grundtatsachen der Pflanzen- und Tiergeographie, der Paläontologie und der Morphologie. Der Hauptteil des Werkes ist dann der Darstellung der Zellenlehre, der Grunderscheinungen des organischen Lebens und seiner wichtigsten Entwicklungsstufen gewidmet. Den Kapiteln über die Lebensäußerungen (Bewegung und Reizbarkeit; Stoff- und Energiewechsel; Fortpflanzung und Entwicklung; latentes Leben; Organismus und Umwelt) folgt die hochinteressante Darstellung der Forschungsergebnisse in bezug auf die Erscheinungen des Form-Wechsels im Leben des Individuums und im Leben der Art, innerhalb deren sich der Verf. mit den mannigfachen diesbezüglichen Theorien (Vitalismus, Mechanismus, Deszendenztheorie usw.) auseinandersetzt. Besondere Beachtung verdienen Dürkens Ausführungen über die Probleme der Entwicklungsmechanik und über die Lehre von der Vererbung. Eva Wernick.

## Reisebeschreibung, Länder- und Völkerkunde.

Wilhelm Cremer. Die Entdeckung des Erdballs. Kühne Fahrten zu Wasser und zu Lande. Mit zahlreichen Illustrationen nach alten Kupfern und Holzschnitten von Oskar Theuer. Rudolf Mosse, Buchverlag. Berlin 1925. 254 S.

Die Reisen Marco Polos, des Vasco da Gama, Columbus, die Eroberungszüge des Cortez und Pizarro, die Reisen Drakes und Cooks, sowie die späteren kühnen Fahrten zur Entdeckung Asiens und Afrika sowie der beiden Pole der Erde werden in diesem gut mit Abbildungen ausgestatteten Buche zwar kurz, aber durchaus auch für die reifere Jugend verständlich geschildert. Es ist ganz erstaunlich, welch reiches Material auf diesen 250 Seiten vereinigt worden ist — auch der Erwachsene, der nicht die Zeit hat, sich in die meist recht umfangreichen Originalberichte zu vertiefen, wird gerne zu dem Cremerschen Buche greifen, das klar und einfach geschrieben ist.

Heinrich Dörge.

Rütger Essén „Zwischen der Ostsee und dem stillen Ozean". Asiatische Probleme und Erinnerungen. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Lundin und Mainzer. Frankfurter Sozietätsdruckerei. G. m. b. H. Abtlg. Buchverlag, 1925, Frankfurt/Main. 335 S. Gebd. M. 10.—.

Das Buch des schwedischen Diplomaten Essén behandelt in drei Teilen: Rußland und Sibirien, den „fernen Osten" und schließlich eine Reise durch die Mongolei (von Peking nach Europa) im Jahre 1922. Persönliche Erinnerungen sind mit politischen und wirtschaftlichen Betrachtungen gemischt, wobei indes die Bemerkung des Vorwortes zu beachten ist, daß in dem Buche nichts dargestellt wird, womit der Verfasser nicht selbst in irgend einer Weise in persönliche Beziehung gekommen ist oder was er nicht persönlich aus der Nähe beobachtet hat. An manchen Stellen erhebt sich die Schilderung zu dramatischer Wucht, so vor allem bei der Erzählung von dem Ende des Admirals Koltschak. Das Buch von Rütger Essén zeugt von einem klaren, besonnenen Urteil, so daß man aus ihm (z. B. über Chinas Eigenart und den japanischen Volkscharakter!) mehr lernen kann als aus dickleibigen gelehrten Werken. Es ist gut übersetzt und von dem bekannten Verlage trefflich ausgestattet worden.

Artur Buchenau.

Herman George Scheffauer. Das geistige Amerika von heute. Berlin 1925. Verlag Ullstein. (Aus der Sammlung: Wege zum Wissen.) 185 S. M. 1.50.

Dieses Büchlein des seit etwa 15 Jahren in Deutschland lebenden Amerikaners mit dem deutsch-klingenden Namen sagt dem Mutterlande sehr bittere Wahrheiten. Sch. tritt mannhaft auf nicht nur gegen die Schein-Demokratie (= Plutokratie von Wallstreet) und gegen die geistige Verflachung, sondern auch gegen das „Matriaschat", d. h. die Vorherrschaft der intoleranten Frauengeistigkeit in den „Vereinigten Staaten". Was Amerika vor allem not tut, ist, seiner Ansicht nach, die gefährliche Normalisierung und Schablonisierung abzustreifen und sich eine echte, bodenständige Kultur überhaupt erst zu schaffen, von der bei allem Scheinglanze der Zivilisation „drüben" heute noch gar keine Rede sein kann. Sch. lehnt den „Flaggenfetischismus", den ewig-lächelnden Optimismus des Durchschnitts-Amerikaners, den „Messianismus" à la Wilson durchaus ab und zeigt den Weg zur Selbstbesinnung, der nur mit Europa, nicht gegen es, beschritten werden kann. Daß Europa geistig, heute über Amerika bereits triumphiert hat, troß allen finanziellen und politisch-militärischen Mißerfolge, steht ihm fest. Da Sch. ein sehr feiner Kenner der politischen und schönen Literatur Amerikas ist, kann man aus seinem bei aller Knappheit reichhaltigen Büchlein viel gutes lernen. Artur Buchenau.

Rudolf de Haas, Der Löwe von Mozambique. Verlag Wilhelm Goldmann. Leipzig. 127 S. Kart. M. 1.80, Lei. M. 2.50.

Rudolf de Haas, Der Elefantenjäger van der Merve. Ebenda. 120 S. Kart. M. 1.80, Lei. M. 2.50.

Die Bücher von de Haas sind eine prächtige Jugendlektüre, zumal der Verfasser nur das beschreibt, was er in Kriegs- und Vorkriegsjahren in Afrika selbst gesehen und miterlebt hat. Man kann diese von gutem frei-lebigem Geiste getragenen Jugendschriften durchaus empfehlen.

Artur Buchenau.

Ludwig Lewisohn. Gegen den Strom. Eine amerikanische Chronik. Übersetzt von Thea Wolf. Frankfurter Sozietäts-Druckerei. G. m. b. H. Abteilung Buchverlag. Frankfurt a. M. 1924. 300 S. Geb. M. 8.—.

Dieses Buch gehört hinein in die Reihe der Werke, die mit Sinclair, Natorp, Paquet und andern die Sinnlosigkeit der Gewalt predigen. Es ist eine teilweise tief erschütternde „Chronik", in der freilich nicht die äußeren Geschehnisse, sondern die inneren Erlebnisse das Entscheidende sind. Manche Sätze über die amerikanische Zivilisation klingen sehr herbe, so wenn es heißt (S. 286): „Zwei Dinge sind allein national und erregen die Leidenschaft der angloamerikanischen Masse: Baseball und Prohibition von Wein, Liebe, Gedanken und Kunst." Und doch scheint das Urteil Lewisohns wie das Scheffauers mit Recht zu betonen, daß dieses Land des Reichtums und der hoch entwickelten Technik faktisch ohne Kultur ist. Für den glatten Durchschnitts-Typus des Amerikaners sind alle Fragen gelöst, ja, gibt es im Grunde gar keine Probleme. Lewisohns Buch hat erfreulicherweise etwas zu dem leisen Beginn eines neuen Geisteslebens in den Vereinigten Staaten beigetragen. Die Übersetzung ist brauchbar, aber nicht an allen Stellen ganz zutreffend. So müßte es S. 211 heißen: Lehrer an der „High-School", was nicht gleichbedeutend ist mit „Hochschullehrer".

Artur Buchenau.

Oscar Kauffmann, Aus Indiens Dschungeln, Erlebnisse und Forschungen, mit 28 Abbildungen, 2. erw. Aufl. Kurt Schroeder Verlag. Bonn 1923.

Kauffmanns bekanntes Buch, das in der ersten Auflage 1911 erschien, ist in der zweiten Auflage um die Ergebnisse einer Expedition nach Burma und nach der Insel Bali erweitert worden. Es ist reich illustriert und verdankt seinen Hauptreiz nach wie vor der außerordentlich lebendigen Schilderung des Verfassers, der als Jäger und als Ethnologe gleich bedeutend ist. Nur wenig Bücher gibt es, die zu einer ersten Einführung in das Leben und die Natur Indiens so geeignet sind wie das von Kauffmann.

Artur Buchenau.

## Schach.

Aljechin, A. „Das Großmeisterturnier New-York 1924". 337 Seiten mit 11 Bildnissen und vielen Diagrammen. Geh. M. 12.50, geb. 1/1 Lei. M. 14.—. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig, 1925.

Das New Yorker Turnier vom Jahre 1924 wird hier im Auftrage des Turnier-Komitees herausgegeben und erläutert von dem 3. Preisträger Aljechin.

Der Bearbeiter beschränkt sich nicht auf die Erläuterung der Partien, die in ihrer Art allerdings auch schon klassisch zu nennen ist, sondern er ergänzt sie durch vorzügliche theoretische Einführungen und Bemerkungen zur Schachgeschichte. Des ferneren werden die einzelnen Teilnehmer am Turnier charakterisiert, so daß im Ganzen hier

ein Buch von vorzüglichem und dauerndem Werte entstanden ist. Zahlreiche Diagramme der interessantesten Stellungen und gute Abbildungen der Großmeister vervollständigen das Buch in wünschenswerter Weise und erleichtern seine Benutzung.

Artur Buchenau.

Eugen Snosko-Borowsky. Das Mittelspiel im Schach. Aus dem Englischen übersetzt von Christoph Jobst und Friedrich Palitzsch. Mit 100 Diagrammen. Berlin. Verlag Walter de Gruyter u. Co. 1926. 180 S. Geh. 7.— M., geb. 8.50 M.

Schachbücher über die verschiedenen Eröffnungen und Endspiele gibt es zur Genüge, auch solche, die sich mit der Analyse von Meister- und Turnier-Partien beschäftigen. Dagegen ist die Literatur über das Mittelspiel im Schach sehr dürftig, und doch ist dieses gerade der Kern jeder Partie und für die vielen Durchschnittsspieler der Teil des Spiels, wo die meisten Fallen und Unsicherheiten verborgen liegen. Darum ist ein neues Buch über das Mittelspiel von vornherein zu begrüßen, zumal wenn es sich auf so sorgfältig berechnete Fundamente stützt wie dasjenige von Snosko-Borowsky, einem in England lebenden, bekannten russischen Spieler. Der Verfasser unterscheidet als Grundelemente Raum, Zeit und Kraft (die Steine) und geht von sehr feinsinnig konstruierten Stellungs-Analysen aus. Man kann aus dem Buche sehr viel lernen, das bei einer Neuauflage nur eine Revision auf stilistische Unebenheiten und Druckfehler vertragen kann.

H. Dörge.

## Literatur.

Arthur Eloesser, Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. (Mit 21 Bildern aus Familienbesitz.) Verlag S. Fischer, Berlin 1925. 208 S. Brosch. M. 5,—; Halbl. M. 6,50.

Dieses Buch, zum 6. Juni 1925, dem 50. Geburtstag von Thomas Mann geschrieben, bedarf keines empfehlenden Wortes. Da es viel zu sagen hat und Jedem nicht nur „etwas" bietet, spricht es für sich selbst. E. schildert das Werden und das Sein des Menschen und des Künstlers Thomas Mann und analysiert knapp das Ethos und wesentliche ästhetische Momente seiner Werke von der Erstlingsnovelle „Gefallen" bis zu der monumentalen Leistung des „Zauberbergs". Ein großer Vorzug muß darin erblickt werden, daß E.s Schrift nicht zu den üblichen, subjektiv-parteigängerischen „Jubiläums"-Traktaten gehört; auf das glücklichste verbinden sich persönliche Wärme und ruhige, unvoreingenommene Sachlichkeit. So wird von den Kennern und Verehrern der Thomas Mannschen Kunst niemand an dieser Schrift vorübergehen, die ihnen feinsinnig und vornehm die letzten Gründe ihrer Liebe verdeutlicht und ihnen bestätigt, daß ihre Schätzung nicht nur auf bloß subjektiver Gestimmtheit des persönlichen Geschmacks beruht, sondern durch den objektiv hohen Kulturwert der geistigen Leistungen Manns gegenständlich gerechtfertigt und begründet ist. — E.s Schrift denen in die Hand zu geben, die Thomas Mann erst kennen lernen wollen, ist Erfüllung einer Bildungspflicht.

Gegen Darstellung und Urteil von E. lassen sich Einwände nicht erheben; höchstens wird man feststellen müssen, daß über Th. Mann noch sehr viel mehr zu sagen ist. Doch trifft dies E. nicht; er erhebt nicht den Anspruch, das sehr weitreichende Kunst- und Kultur-Phänomen „Thomas Mann" zu erschöpfen und hierüber das — noch gar nicht mögliche — „letzte" Wort zu geben. Die umfassende, problem- und stilanalytische, ästhetisch-psychologische und geistesgeschichtliche Untersuchung über das bisher vorliegende Werk von Thomas Mann ist, so möglich und erforderlich sie auch gegenwärtig schon ist, trotz einiger neuerlicher Einzelansätze immer noch ein Desiderat.

Eva Wernick.

Carl Meißner, Carl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen. Verlag Eug. Diederichs, Jena 1912. 132 S. Pr. geb. M. 3.—.

Am 29. Dez. 1924 ist Carl Spitteler fast achtzigjährig in Luzern gestorben. Ein trotz allen Leides und aller Einsamkeit dennoch gütiges Schicksal hatte ihm noch vergönnt, sein künstlerisches Werk mit dem großen Epos „Prometheus der Dulder" (Diederichs, Jena 1924) in reifer Meisterschaft zu vollendetem und geklärtem Abschluß zu bringen. In den letzten Jahren konnte der allzulange Unerkannte und Mißverstandene noch erleben, daß „die seltsame Verblendung der Welt, welche ohne seinen Glanz zu ahnen, das lebendige Licht ihres genialsten Dichters bei dessen Lebzeiten an sich vorübergehen läßt", wie Romain Rolland in bezug auf Spitteler schrieb, ihr Ende gefunden hat. Die nach dem Kriege einsetzende allgemeine gerechte Würdigung seiner hohen und herben Kunst und die von Jahr zu Jahr tiefer und weiter reichende Liebe konnten ihm noch Jahrzehnte des Alleinseins und des Schweigens einigermaßen ausgleichen.

Da es dennoch Vielen nicht leicht sein mag, in die sehr eigenartige synkretistisch-mythologisierende Gedanken- und Kunstwelt von Spitteler einzudringen, sei auf das oben genannte Buch von Meißner, die erste Spitteler-Monographie, aufmerksam gemacht, die mit ihrem zartfühlend und taktvoll gegebenen Aufschlüssen über Wesen und Werden des Dichters und ihren verständnisvollen Analysen und Erläuterungen die immer noch beste Einführung darstellt. Beigegeben sind der Schrift die fast unbekannte, unvollendete Dichtung „Eugenia" von Spitteler und ein Bildnis aus d. J. 1882.

Man kann nur wünschen, daß in einer baldigen Neuauflage dieses Buches auch die letzten großen Werke Spitteler's eingehende Berücksichtigung finden.

Eva Wernick.

Shou-Lin Cheng, „Chinesische Frauengestalten". Mit einem Vorwort v. Bruno Schindler. Illustriert v. R. Hadl. Verlag der Asia Maior, Leipzig 1926. 133 S. Preis geh. M. 3.60; Gl. M. 4.—.

Ein Buch, das unserem Bemühen um Erkenntnis der Seele des chinesischen Volkes hervorragende Dienste leistet. Es bietet — in sehr vornehmer Ausstattung — in deutscher Sprache eine Sammlung chinesischer Texte vom 7. Jahrh. v. Chr. bis zum 17. Jahrh. n. Chr., deren Schilderung historischer Frauengestalten aus allen sozialen Schichten eine erstaunliche psychologische Vielfältigkeit und eine Mannigfaltigkeit und Bedeutsamkeit der Einflußnahme offenbart, und so einen sehr aufschlußreichen Einblick in das Wesen und die Stellung der chinesischen Frau gewährt. Es widerlegt gründlichst die abendländischen Vorurteile von der „Undifferenziertheit" der chinesischen Frauenpsyche und von der prinzipiellen Einflußlosigkeit des Weibes in bezug auf die Gestaltung des öffentlichen und des kulturellen Lebens in China.

Man kann nur wünschen, daß das eindrucksvolle Buch in die Hände aller gelangt, welche die höchst mannigfachen Erscheinungen innerhalb der verschiedenen Kulturkreise nicht mit den unzulänglichen Begriffen einer voreilig abstrahierenden und generalisierenden Systematik vergewaltigen wollen, sondern sie unmittelbar in ihrer unverstellten Eigenart und innerhalb ihrer charakteristischen, unvertauschbaren Lebensbezogenheit zu erfassen und zu würdigen wünschen.

Eva Wernick.

Hans Wilhelm Keller, „Die verwandelte Erbschaft". Verlag für freies Geistesleben. Basel 1925. 256 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Dieser Roman behandelt das Ringen eines jungen Menschen mit ungünstigen ererbten Eigenschaften und Einflüssen seiner Menschenumgebung. Der kleine Josua wird zwischen dem Vater, dem Prediger einer frommen Sekte, der in religiösem Überschwang lebt, und der Mutter aus altem, dekadent gewordenen Adel groß. Beide Eltern haben keinen gesunden Sinn für die Wirklichkeit. Der Kleine wird altklug, unkindlich. Während der ersten Schuljahre übt eine durch und durch materialistische Verwandte einen erkältenden Einfluß auf den Jungen aus, der durch die schwüle Strömung, die von einem Sittlichkeitsfanatiker ausgeht, abgelöst wird. Kein Wunder, daß eine Besserungsanstalt drohend im Hintergrunde auftritt. In eine mehr mittlere Linie bringt ein Lehrer schließlich den Jungen, aber er kann ihm im Leben nicht genug Kraft geben, weil er selbst im Leben zu schwach drinsteht und durch Selbstmord endet. Das Bild dieses Lehrers steht mahnend vor der Seele des Schülers — daran erwacht Josua. Aber er kann dieses Bild nicht ertragen — und verflucht den Toten. Ein einfacher Fischer wird darauf der Spiegel, an dem er seinen Menschenwert abliest.

Diese Erfahrungen werfen ihn auf sich zurück, ein bildhaftes, ungeahntes Erleben taucht in ihm auf, so wie es heute in der Jugend vielfach rumort. Dieses Erleben wird der Erzieher Josuas. Er wächst als Mensch und wird stark genug, in der Besserungsanstalt Aufseher zu werden, in der er einst beinahe Zögling geworden wäre. In dieser Anstalt sieht er gleichsam seine eigenen ererbten und anerzogenen schlechten Eigenschaften gegenständlich in den Pfleglingen vor sich — und das befördert sein Erwachen. Er verwächst mit seinen Pfleglingen. Unter ihnen nimmt er sich eines Mädchens besonders an, das ohne Männer nicht leben kann. Seine heilende Liebe entfacht die Eifersucht eines Irren, der nach dem Mädchen begehrt. Als das Mädchen von Josua aus der Anstalt entlassen wird, tötet der Irre Josua, den Heiler.

Mir scheint an diesem Gegenstande und der Art der Behandlung der Einblick bedeutsam zu sein, den man in das Leben junger Menschen der Gegenwart tun kann: in ihnen arbeitet sich ein neues Leben empor, an das sie mit allen Kräften glauben, von dem sie eine Überwindung ihres „Erbes" von den Eltern und Vorfahren her erwarten und durch das sie sich selbst erziehen wollen über die erhaltene Erziehung hinaus. Viele Eltern können ja heute ihre Kinder nicht verstehen, weil sie die verwandelte Erbschaft nicht begreifen, weil sie die Kräfte nicht in aller Klarheit in sich entbinden können, die in chaotischer Weise in der Jugend durchbrechen.

Die Bilder des Romans bringen einem dieses Neue, das sich aus den Niedergangskräften (wie die Jugend sie bezeichnet) herausarbeiten will, in einer typischen Art entgegen. Man muß hoffen, daß spätere Werke den älter gewordenen Dichter fähig geworden zeigen werden, plastisch deutlich Lebensläufe junger Menschen über den toten Punkt hinaus darzustellen, der bei so vielen jungen Menschen von heute eingetreten ist und eintritt, den bei dem Josua seines Romans dessen Schicksal anzeigt.

Walter Kühne.

Laotse, Tao Teh King. Vom Geist und seiner Tugend. Übertragen von H. Friedmann. Ganzlein. M. 3,50, 101 S., C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1926.

Das Tao Teh King Laotses wird hier in einer vortrefflichen kleinen Ausgabe in 4. Auflage gebracht mit einer kurzen Einleitung über Laotses Leben.

Man kann sich am ehesten eine Vorstellung von der Feinheit und philosophischen Tiefe dieses echt chinesischen Geistes machen, wenn man einige der Sprüche Laotses in der prächtigen Übertragung von Friedmann liest:

### Verkörperung des Geistes.

Der Geist, den man aussprechen kann, ist nicht der ewige Geist.
Der Name, den man nennen kann, ist nicht der ewige Name.
Namenlos — ist er Ursprung Himmels und der Erden.
Benannt — wird er aller Wesen Mutter.
Darum: Nur wer frei von den Dingen,
Geistigkeit begreift.
Wer noch strebt nach den Dingen,
nur die Schale ergreift.
Eins sind diese Beiden in ihrem Ursprung, doch
verschieden in der Erscheinung.
Ein Geheimnis ist diese Einheit, wahrlich
das Geheimnis der Geheimnisse,
das Tor zu aller Geistigkeit. (S. 3.)

### Verhüllung des Lichts.

Ewig ist der Himmel, und die Erde besteht.
Warum sind Himmel und Erde ewig und bestehen sie?
Weil sie nicht sich selbst leben,
darum leben sie ewig.
Darum stellt der Heilige sein Selbst hintan
und siehe, es tritt hervor.
Er gibt auf sein Selbst und siehe, es wird bewahrt.
Ist es nicht, weil er das Seine nicht sucht,
daß er das Seine erfüllen kann? (S. 9.)

### Reines Wirken.

Unter den großen Herrschern merkte das Volk kaum,
daß sie da waren.
Ihre Nachfolger wurden geliebt und gelobt.
Deren Nachfolger wurden gefürchtet
und deren Nachfolger wurden verachtet.
Darum: Wer nicht glaubt, wahrlich, dem
wird nicht geglaubt werden.
Wie abwägend sie in ihren Worten waren.
Sie vollbrachten Taten, vollendeten ihr Werk und das Volk fühlte:
Wir bleiben ganz wir selbst. (S. 19.)

### Vom Nicht-Tun.

Wer das Reich erobern will durch sein Tun,
dem sehen wir es mißlingen.
Das Reich ist ein geistig Gefäß.
und nicht durch Tun zu bezwingen.
Der Täter zerstört es.
Der Eroberer verliert es.
Denn alle Wesen wechselnd:
gehn bald voran, bald gehen sie nach,
sind bald gewaltig, bald sind sie schwach,

sind feurig bald, bald sind sie kalt.
Bald sind sie Sieger — Besiegte bald.
Darum meidet der Heilige den Ehrgeiz,
meidet die Überhebung,
meidet die Größe. (S. 31.)

Vermeidung der Tätigkeit.

Rückkehr ist des Geistes Pfad,
Durch Schwachheit wirkt der Geist die Tat.
Alle Wesen entspringen dem Sein.
Das Sein entspringt aus dem Nicht-Sein. (S. 46.)

Vom Wesen der Lehre.

Wahre Worte sind nicht schön,
schöne Worte sind nicht wahr.
Der Gute streitet nicht;
wer streitet, ist nicht gut.
Der Weise ist nicht gelehrt,
Der Gelehrte ist nicht weise.
Der Heilige häuft keine Schätze auf.
Je mehr er für die Menschen tut,
desto mehr wird er erlangen.
Je mehr er den Menschen gibt,
desto mehr wird er empfangen.
Das ist des Himmels Geist: wohl und nicht weh zu tun.
Das ist des Heiligen Geist: zu handeln und nicht zu hadern. (S. 87.)

Artur Buchenau.

**Friedrich Nietzsche.** Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. Insel-Verlag. Leipzig 1924. 404 S. In Leinen geb. M. 10.—

Diese Briefe Nietzsches sind für die Kenntnis seines Innenlebens von größter Bedeutung. Darüber hinaus geben sie wertvollen Aufschluß über seine Arbeit an seinen Werken, die Peter Gast z. T. für ihn kopierte. Gast war Musiker und Philosoph und einer der treuesten Anhänger Nietzsches, den er durch Widemann hatte kennen lernen. Gast war Nietzsche zeitweise als Diktatschreiber und als Vorleser behilflich und unterstützte den Dichter-Philosophen dann auch bei der Drucklegung der Bücher auf das sorgfältigste. Von ihm, dem tiefbewunderten Meister, sagt Gast am Ende des Vorworts: „Ein Mann wie er, der alle Gegensätze des menschlichen Denkens und Fühlens titanisch durchlebt und durchlitten hatte und dieses Chaos in sich zum Kosmos schuf, — ein solcher Mann, der über alledem doch noch so eifrigen, ja hilfereichen Anteil an den Geschicken seiner Mitmenschen nimmt, ist ohne echte Herzensgüte nicht denkbar. Und daß er dies nicht Wort haben wollte, war nur eine neue Seite eben dieser Güte." Die Briefe Nietzsches beweisen die Richtigkeit dieses Ausspruches Gasts auf jeder Seite. — Dieser Briefband mit seinen zahlreichen Anmerkungen und Belegstellen gehört zweifellos zu den wichtigsten und zuverlässigsten Quellen der Entstehungs- und Publikationsgeschichte von Nietzsches Werken, wie er auf der anderen Seite als eine fortlaufende Biographie gerade des wichtigsten Jahrzehnts aus Nietzsches Leben gelten kann.

Artur Buchenau.

Der Graf von Saint-Germain. Das Leben eines Alchimisten. Herausgegeben und eingeleitet von Berthold Volz. Deutsch von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Abbildungen, 582 Seiten (Opal-Bücherei). Paul Aretz Verlag, Dresden 1923.

Der Graf von Saint-Germain gehört mit Cagliostro und Casanova zu den bekanntesten und dabei doch rätselhaftesten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, das eine sonderbare Mischung von Aufklärung und Mystik darstellt. Zweifellos war der Graf von S. G. ein blendender Gesellschafter und ernsthafter Pharmazeut und Chemiker, der es verstanden hat, mit allen bekannten Personen seiner Zeit in näheren Konnex zu kommen. Nicht uninteressant ist die Feststellung des Verfassers, daß S. G. kein Freimaurer war und niemals behauptet hat, in dieser Sache eine Rolle gespielt zu haben. Der Verfasser hat in sorgfältiger Weise alle Urkunden über den rätselhaften Mann gesammelt, die in einem Bande der Opalbücherei mit schönen Bildern geschmückt hier in deutscher Sprache herausgegeben werden. Trotzdem bleibt des Rätselhaften noch genug. Die Urkundensammlung und die ganze Darstellung ist zweifellos das Beste, was es über diesen Gegenstand und die Person des Alchimisten gibt.

Artur Buchenau.

Menschliches und Allzumenschliches, aus den Erinnerungen eines alten Richters von Ernst Metz. J. M. Spaeth-Verlag. Berlin 1926. 235 S. Geb. M. 4.—.

Der Verfasser erzählt allerlei Ernstes und Humoristisches aus seiner vierzigjährigen Richterpraxis. Das Büchlein ist trotz seiner Anspruchslosigkeit nicht ohne psychologisches und soziales Interesse und kann warm empfohlen werden.

Artur Buchenau.

Robert Saitschick, Genie und Charakter. 3. verm. u. verb. Auflage, 359 S. Verlag Ernst Hofmann & Co. Darmstadt 1926. Br. M. 6.50, Ganzlein. M. 9.—.

Das bekannte Buch von Saitschick liegt hier in einer vorzüglich ausgestatteten und um ein Charakterbild Schillers vermehrten Neuauflage vor. Gänzlich umgearbeitet ist die Darstellung Richard Wagners. Die Essays von Saitschick sind wohl nach dem Muster von Sainte-Beuve gearbeitet und gleichen dem französischen Vorbild in der Eleganz der Darstellung. Zur Einführung in die Lektüre der Klassiker Lessing, Goethe, Schiller sowie von Shakespeare, Schopenhauer und Richard Wagner gibt es kaum etwas Lesenswerteres als diese geistreichen und bei aller Knappheit sehr gut orientierenden Aufsätze.

Artur Buchenau.

John Galsworthy. Der Patrizier. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Verlag von Paul Zsolnay. Berlin und Wien 1925. 400 S. Geb. M. 8.—.

Der Roman trägt das alte Demokriteische Motto: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων, der Charakter eines jeden Menschen ist sein Schicksal, und dieser Gedanke klingt denn auch wie ein Orgelton durch das Ganze hindurch. Die Hauptfigur ist Lord Miltoun, ein junger Parlamentarier aus uraltem Adelsgeschlecht. Er liebt Audrey, die getrennt von ihrem Manne, dem Landpastor, lebende Frau, der nach staatlichem und kirchlichem Recht und Abkommen der Eintritt in die Adelsgesellschaft verwehrt ist. Er will sie, die er für eine geschiedene Frau hält, dennoch heiraten, aber er geht von ihr, als er hört, daß sie gesetzlich an ihren Mann gebunden ist. Als er dann aber nach nervöser Überarbeitung zusammenbricht und von Audrey gepflegt wird, triumphiert nach seiner Genesung die Liebe über alle Bedenken. Doch nun gerät er, der Tory, der Patrizier, in einen Konflikt der Pflichten. Darf er, der als Abgeordneter die Autorität vertritt, sie als Privatmann mit Füßen treten? Nein; denn wenn auch die andern nichts von seiner Verfehlung

wissen, er selber muß sich deswegen verurteilen, muß über diesen inneren Widerspruch in seiner Natur hinwegkommen; denn auf der anderen Seite darf er ja auch die von ihm als wesentlich erkannte politische Aufgabe nicht leichtfertig aufgeben. Wie dieser Konflikt sich löst, wie die Großmutter Lady Casterley, wie die prächtige jüngere Schwester Barbara, genannt Lady Babs, eingreift, wie das ganze Milieu der Hochadels-Familie auf ihn und seinen geschickten Freund, den Journalisten Courtier, wirkt, das ist glänzend geschildert und zwar ohne jede Sentimentalität, ohne einen grellen Ton. Diese Menschen sind in die südenglische Landschaft (Dartmoor, London, Seeküste) prachtvoll hineinkomponiert. In seiner feinen Abgewogenheit erinnert dieses Epos in Prosa an Thomas Mann, übertrifft diesen aber fast noch an innerer Geschlossenheit. Galsworthys Kunst gehört zu dem wenigen bleibend Wertvollen, was die englische Literatur auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten gebracht hat. Die Übersetzung ist bis auf einige Kleinigkeiten brauchbar, die Ausstattung seitens des Verlages des Werkes würdig.

Artur Buchenau.

Max Dauthendey. Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. Albert Langen Verlag in München. 1925. 584 S. Geb. M. 9.—.

Diese Briefe und Tagebücher, unterbrochen von Gedichten, von Max Dauthendey, der 1918, fern von der Heimat und der geliebten Frau, auf Java starb, enthalten viel Schönes an Gedanken und Stimmungsmalerei. Für ihn ist dabei charakteristisch der Vers, der sich in einem der Briefe aus dem Jahre 1915 findet: „Nur die Sorge mir übrig blieb. Nun habe ich bald die Sorge lieb ... Bist Du mit der Sorge auf du und du, dann siehst du der Wahrheit des Lebens zu", und der folgende Ausspruch in Prosa aus einem der letzten Briefe (März 1918): „Ich finde, je älter ich werde, je mehr: das Unsichtbare in und um uns, das ist das Sichtbarste in der Welt. Das innere Auge sieht eine größere Welt als das äußere Auge." Ein echter Dichter, ein warm empfindender deutscher Patriot spricht aus jeder Zeile dieses prächtigen Buches, das der Verlag in würdiger Ausstattung herausgebracht hat.

Artur Buchenau.

Humor der Nationen. Ausgewählte Prosa. Herausgegeben von Walter Petry. I. Deutschland, II. Frankreich. Wertbuchhandlung. Berlin 1925. 337 u. 335 S.

Mit der echten humoristischen oder besser: humorvollen Literatur ist es bei uns in Europa schlecht bestellt. Nichts veraltet schneller als die Einstellung zu dem, was eine bestimmte Periode als „Humor" empfindet und auffaßt, wie das am besten wohl die Wertung Jean Pauls zeigt. Walter Petry hat nun mit großem Geschick kürzere humoristische Erzählungen und Novellen aus der deutschen und französischen Literatur ausgesucht und in zwei trefflich ausgestatteten Bänden herausgegeben. Ein reichhaltiges Programm; enthält es doch die Namen von Wieland, Lichtenberg, Jean Paul, Hoffmann, Kleist, Keller, Sche-rbart, Voltaire, Stendhal, Mérimée, Balzac, Maupassant, Villiers de l'Isle Adam, André Gide u. a. Die Texte sind sorgfältig revidiert bzw. gut übersetzt. Als Ganzes übertrifft der französische den deutschen Band, wie denn überhaupt eine Vergleichung der Nationalcharaktere aus dem Gesichtswinkel des Humors zu recht interessanten Schlußfolgerungen führt.

Artur Buchenau.

Hans Leip: Godekes Knecht. Roman. Leipzig und Zürich 1925. Grethlein u. Co. Leinw. M. 8.—.

Klaus Störtebeker, Godeke Michels, Magister Wikbold, die durch ihre kühnen

Raubzüge die Nord- und Ostsee um 1400 beherrschende Genossenschaft der „Vitalienbrüder", ihre schweifenden Fahrten und Umtriebe mit der Hanse sind die historischen Grundlagen des Leipschen Romans, der bekanntlich mit dem ersten Preis der Kölnischen Zeitung ausgezeichnet wurde. An ihnen entzündet sich aber ein Höheres, das aus dem vielmaschigen Netz romantischer Schicksale und abenteuerlicher Menschen in neuen und sprühenden Farben herauswächst, das Epos des Wiking, schäumend aus Urtiefen und im Wuchs einer Sprache, die ihre Nahrung aus dem Meere selber gesogen zu haben scheint. Um dieses Neuen und Keimkräftigen willen sollten auch gelegentliche Brandungen ertragen werden, die immer noch fruchtbarer sind, als die gemächliche Meeresstille und glückliche Fahrt, die bis zu Gorch Fock in unseren nautischen Romanen herrschte.

Hans Strobel.

Felix Timmermans: Das Licht in der Laterne. Mit Zeichnungen des Dichters. Leipzig 1926. Im Insel-Verlag. Leinw. M. 6.—.

In Timmermans, des Flamen, Weise spukt es von Heiligen, Narren und Leuten, die beides zugleich sind. Man sollte indessen diese gefälligen, auf übergangslose Wirkung gestellten, derben Impressionismen nicht als mehr nehmen, als was sie sind: bunte Kleinmalereien eines an de Coster Geschulten, der klug und besinnlich ein großes Erbe verwaltet; ihre Anziehungskraft gleicht der gewisser Heiligen- und Legendenbildchen, und nur wo, wie in „Erstkommunion", ein voller Seelenton angeschlagen, oder der Einfall wie in dem von Kippenberg liebevoll übertragenen „Tryptichon von den heiligen drei Königen" in ein zart Menschliches erhöht wird, vermögen sie stärker zu fesseln.

Hans Strobel.

Sherwood Anderson: Der arme Weiße. Roman. Leipzig 1925. Im Insel-Verlag. Leinw. M. 7.50.

Ein Roman für diejenigen, welche ihren Anspruch auf inneren Gehalt mehr bei nordischen und westlichen als bei heimischen Erzählern befriedigen zu können glauben. Denn die Entwicklung des armen Weißen Hugh McVey aus dürftiger Jugend zu reifem Mannestum, die Verkettung seines Aufstiegs mit dem des industriellen Amerika lag hier zu Händen eines helläugigen und feinhörigen Meisters, der sich auf die Herzen seiner Geschöpfe (zarter und starker Frauen, geriebener business-men und vor allem dieses tumben, herrlichen McVey, eines modern-amerikanischen Parzival) verstand, in allen aber das rastlos pochende Herz Amerikas schlagen fühlte. Karl Lerbs vermittelte eine klare, flüssig zu lesende Übersetzung, die den etwas trockenen, psychologisch fugenfreien, doch lückenlosen Bau des Romans erkennen läßt und seinem Gehalt am frühen und reinen Menschentum der Hauptgestalt nichts schuldig bleiben dürfte.

Hans Strobel.

---

# Notizen und Anzeigen.

## Das deutsche Museum.

Das Deutsche Museum für Naturwissenschaft und Technik in München wurde im Mai 1925 wieder eröffnet, nachdem es im Laufe eines Zeitraumes von fast zwei Jahren in einen eigenen monumentalen Bau übergesiedelt war.

Das erste naturwissenschaftlich-technische Museum entstand schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Conservatoire des arts et metiers in Paris. Ihm folgte um

1875 das Science Museum in London. Diese beiden älteren Museen und das Deutsche großen Museen, sondern sie dehnen sich auf immer weitere Kreise aus. Die Ausland- auf dem Gebiete von Naturwissenschaft und Technik, soweit die eigene Nation in Betracht kommt, in sich vereinigt, daß aber jedes auch einen Gesamtüberblick zu geben sucht.

Die Beziehungen beschränken sich nicht etwa auf die Verwaltungsorgane der drei großen Museen, sondern sie dehnen sich auf immer weitere Kreise aus. Die Auslanddeutschen und die Ausländer, die nach München kommen, säumen nicht, auch dem Deutschen Museum einen Besuch abzustatten. So weilte noch kurz vor dem Kriege ein großer Verein amerikanischer Ingenieure in München. Man zollte dem, was damals schon geschaffen und nur recht notdürftig untergebracht war, hohe Anerkennung und nahm die Anregung mit nach Hause, in Nordamerika Ähnliches ins Leben zu rufen. Man will dort etwas schaffen, was womöglich die älteren europäischen Institute noch übertrifft, da man die Überzeugung hat, „the leading industrial nation" (wie es in einem Berichte heißt) geworden zu sein.

Auf diese Weise wird in allen Ländern das Interesse für den ganz neuen Typus der naturwissenschaftlich-technischen Museen auch in den weitesten Kreisen immer größer, und das Deutsche Museum wird immer mehr in den Mittelpunkt dieser Bestrebungen gerückt.

Zur Einführung in das Museum sind Schriften, die über seinen Inhalt unterrichten und mit der Entwicklung von exakter Wissenschaft und Technik bekanntmachen, ganz unentbehrlich. Dies Bedürfnis tritt bei den zahlreichen, den Laien ohne die Belehrung unverständlichen Dingen in dieser großen und großartigen Sammlung ganz besonders hervor. Gleichzeitig mit der Eröffnung des Deutschen Museums erschien deshalb bei R. Oldenbourg in München eine umfangreiche, vom Verein Deutscher Ingenieure herausgegebene Denkschrift über die Geschichte (sie umfaßt etwa ein Vierteljahrhundert), die Aufgaben und die Ziele des Deutschen Museums. Das Werk ist ein Schmuck des neuesten deutschen Schrifttums. Es enthält 327 Seiten mit rund 400 Abbildungen Arbeiten von 32 hervorragenden Vertretern von Naturwissenschaft und Technik, zumeist in Form technisch-geschichtlicher Abhandlungen, die in alle Hauptabteilungen des Deutschen Museums einführen.

Dem gleichen Zwecke dient ein handlicher Führer durch die Sammlungen. Er enthält 128 Abbildungen und 8 Pläne neben 360 Seiten Text. Aus diesem Umfang geht schon hervor, daß es sich nicht um eine bloße Aufzählung, sondern um eine anregende Schilderung handelt.

Das Deutsche Museum stellt an sich schon eine Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik dar, besonders dadurch, daß man die zahllosen Einzeldinge, die es enthält, in Entwicklungsreihen geordnet hat. Eine solche, aus Gegenständen bestehende Geschichte kann erst durch das lebendige Wort, durch Schriften oder Vorträge, Leben gewinnen. Aus diesem Grunde erscheint ferner im Verlage von R. Oldenbourg eine Reihe von Heften, von denen jedes auf einigen Bogen in eine Hauptabteilung des Museums, gleichzeitig aber ganz allgemein in einen wichtigen Abschnitt der Geschichte der Naturwissenschaften oder der Technik einführt. Dem Umfang des Museums entsprechend soll die Sammlung, die unter dem Titel „Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen" erscheint, etwa 40 Hefte umfassen. Bisher erschien ein Heft, das von den Anfängen der experimentellen Forschung handelt. Ein weiteres schildert die Entwicklung der Astronomie. Zwei Hefte betreffen die wissenschaftliche und die technische Chemie. Auch dem Eisenhüttenwesen und der Röntgentechnik wurde je ein

Heft gewidmet. Weitere Darstellungen, teils wissenschaftlicher, teils technischer Art, schließen sich in zwangloser Folge an. Es ist zu hoffen, daß die Hefte dazu beitragen, Verständnis für die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik in alle Schichten unseres Volkes zu bringen und den Bildungswert dieser Wissenschaften der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Die zahlreichen, nur einzelne Gebiete behandelnden naturwissenschaftlichen und technischen geschichtlichen Schriften forderten schon länger eine zusammenhängende Darstellung der Naturwissenschaften und ihrer Anwendungen, wie sie das bei W. Engelmann in Leipzig erschienene Werk F. Dannemann, „Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange" anstrebt.

## Gesellschaftsnachrichten.

Zu unserer großen Freude können wir die im vorigen Hefte begonnene Stifterliste weiter fortführen.

An Beiträgen sind uns ferner zugegangen:

| | |
|---|---|
| 4. von der Großen-National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln", Berlin S 14 Splittgergasse 3 | M. 300.— |
| 5. von Herrn Schulrat Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau, Charlottenburg, Schloßstr. 46 | M. 200.— |
| | M. 500.— |

Den genannten Spendern sprechen wir auch an dieser Stelle unsern herzlichen Dank aus.

Die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung.

## Bücheranzeigen.

Nur von uns selbst angeforderte Rezensionsexemplare verpflichten wir uns zu besprechen; die übrigen werden hier, unter Vorbehalt späterer Besprechungen, mit vollem Titel aufgeführt. Rücksendung kann nicht erfolgen.

**Koch, Franz,** Goethe und Plotin. Preis nicht mitgeteilt. 263 S. Verlag J. J. Weber, Leipzig 1925.

**Koffka, Kurt,** Die Grundlagen der psychischen Entwicklung. Br. 6.— M., geb. 7.80 M. 299 S. 2. verb. Aufl. Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck a. Harz 1925.

**Kohlmeyer, Otto,** Nietzsche und das Erziehungsproblem. Geb. 4.20 M. 162 S. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925.

**Kolbenheyer, E. G.,** Das dritte Reich des Paracelsus. III. Teil. Preis nicht mitgeteilt. 401 S. Georg Müller, München 1926.

**Kowalewski, Arnold und Elisabeth-Maria.** Philosophischer Kalender für 1925. Reuther und Reichard-Verlag, Berlin 1925.

**Krieck, Ernst,** Menschenformung. Geb. 9.— M. 371 S. Quelle und Meyer, Leipzig 1925.

**Krishna und Radha,** Geschichte aus der indischen Liebesmystik des Mittelalters, herausgeg. von Hermann Goltz u. Rose Ilse-Munk. Preis nicht mitgeteilt. 177 S. u. 12 Taf. Verlag der Asia Major, Leipzig 1925.

**Kronprinz Wilhelm,** Ich suche die Wahrheit. Ein Buch zur Kriegsschuldfrage. Geb. 8.— M. 396 S. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, Berlin 1925.

**Krüber,** Dr. **Adolf,** Die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts. Slg. Handbuch des Arbeitsunterrichts für höhere Schulen, herausgeg. von Fr. A. Jungbluth. Heft 7. Geh. 2.70 M. 76 S. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925.

**Kuhrke, Walter,** Kant und seine Umgebung. Preis nicht mitgeteilt. 111 S. Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 1924.

**Künzel, Martha,** Die Erziehung des Kindes. Br. —.80 M. 40 S. Theosophischer Kultur-Verlag, Leipzig 1925.

**Landersdorfer,** Dr. **Simon,** Die Kultur der Babylonier und Assyrer. (Slg. Kösel Bd. 61.) Geb. 4.— M. 242 S. 2. Aufl. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet K.-G., München 1925.

**Langgässer, Elisabeth,** Der Wendekreis des Lammes. 1/1 Lei. 2.40 M. 63 S. Matth. Grünewald-Verlag, Mainz 1924.

**Larsen, J. Anker,** Der Stein der Weisen, Roman übersetzt von Mathilde Mann. 1/1 Lei. 10.— M., 1/2 Leb. 18.— M. 552 S. Verlag Grethlein u. C., Leipzig, Zürich 1924.

**Lavisse, Ernest,** Die Jugend Friedrich des Großen bis zur Thronbesteigung. (1712 bis 1740.) Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit 12 Lichtdrucktafeln nach zeitgenöss. Bildern. 2 Teile, 238 S. u. 170 S. i. 1 Bd. 1/1 Lei. 15.— M. 1/2 Leb. 21.— M. Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1919—1925.

**Lederer,** Dr. **Franz,** Berlin und Umgebung, mit einem Geleitwort v. Dr. Böß, Oberbürgermeister v. Berlin. (Terramare-Reisebücher, Bd. 3.) Geb. 1/1 Lei 5.— M. 272 S. 174 Abbild. Neue Verlagsanstalt, Berlin o. J.

**Leipoldt, Prof.** D. Dr. **Joh.,** Vom Jesusbilde der Gegenwart. Br. 15.— M., geb. 16.50 M. Dörffling u. Franke, Leipzig.

**Leser, Hermann,** Das Pädagogische Problem. I. Bd. Renaissance und Aufklärung im Problem der Bildung. Geh. 23.— M., geb. 26.— M. 592 S. Verlag R. Oldenbourg, München u. Berlin 1925.

**Levy-Koref,** Dr. **Heinrich,** Karl Marx und Hegel. Preis nicht mitgeteilt. 26 S. Philo-Verlag und Buchhandlung G. m. b. H., Berlin 1925.

**Loewe,** Dr. **Hans,** Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben im Rahmen der Geistesgeschichte seiner Zeit. Br. 16.— M., geb. 18.— M. 524 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

**Ludwig, Emil,** Wilhelm II. Geh. 10.— M., Ganzlei. 14.— M. 495 S. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1926.

**Lutz, J. M.,** Der Götzendienst Goethe. Geh. 2.— M. 56 S. Drei Eulen-Verlag Haas u. Co., München 1925.

**Mann, Klaus,** Der fromme Tanz, Roman. (Das Abenteuerbuch einer Jugend.) Geh. 4.— M., geb. 6.50 M. 296 S. Verlag Gebr. Enoch, Hamburg 1925.

**Mann, Klaus,** Vor dem Leben. (Erzählungen.) Br. 3.— M., 1/1 Lei. 5.— M. 195 S. Verlag Gebr. Enoch, Hamburg 1924[1], 1925[2].

**Marcus, Ernst,** Aus den Tiefen des Erkennens. Br. 6.— M. 240 S. Ernst Reinhardt, München 1925.

**Maussner, Karl,** Dürer-Kalender für Kultur und Kunst 1926. 160 S. Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf 1925.

**Mayer-Pfannholz, Anton,** Eichendorff über die Romantik. Slg. Dreiturmbücherei Bd. 13. Geb. 1.60. 96 S. R. Oldenbourg, München 1925.

**Meier, Walther,** Jean Paul. (Das Werden seiner geistigen Gestalt.) Br. 6.40 M., geb. 8.— M. 178 S. Verlag Orell Füßli, Zürich 1926.

**Meißner, Carl,** Wilhelm Kreis. (Charakterbilder der neuen Kunst, herausgeg. v. Paul Joseph Cremers.) Bd. VI. Geb. 5.— M. 38 S. u. 34 Bildtafeln. G. D. Baedeker-Verlag, Essen 1925.

**Meyer, Eduard,** Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien. Br. 3.20 M., geb. 4.— M. 82 S. Verlag von Karl Curtius in Berlin W 1925.

**Meyer, Eduard,** Caesars Monarchie. 10.— M. 632 S. III. Aufl. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1925.

**Michels, Robert,** Sozialismus in Italien. Bd. I. Br. 5.— M., geb. 7.— M. 420 S. Meyer u. Jessen-Verlag, München 1925.

**Moll,** Dr. **Albert,** Der Spiritismus. (Slg. Wege zur Erkenntnis.) Geh. 1.50 M., geb. 2.40 M. 97 S. Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1925.

**Mombert, Alfred,** Ataïr. (Gedichtwerk.) Preis nicht mitgeteilt. 224 S. Insel-Verlag, Leipzig 1925.

**Müller-Freienfels,** Dr **Richard,** Erziehung zur Kunst. 1/1 Lei. 6.80 M. 248 S. Quelle u. Meyer-Verlag, Leipzig 1925.

**Muschler, Reinhold, Conrad,** Friedrich der Große. (Eine Entwicklungsgeschichte des Menschen.) Preis nicht mitgeteilt. 639 S. Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig 1925.

**Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten,** gesammelt, übertragen und eingeleitet v. Friedrich Schulze-Maizier. (Slg. Der Dom, Bücher deutscher Mystik.) Preis nicht mitgeteilt. 397 S. Insel-Verlag, Leipzig 1925.

**Nabel, Arno,** Der Sündenfall. (7 Bibl. Szenen.) 1/1 Lei. 6.50 M. 103 S. Verlag Felix Stössinger, Berlin 1926².

**Nansen, Fridtjof,** Unter Robben und Eisbären. Br. 12.— M., geb. 16.— M. mit 83 Abbild. u. 7 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1925.

**Naschiwin, Jw.,** Rasputin. (Roman.) 3 Bde. Deutsch v. Eduard Sievert. Br. 17.50 M., 1/1 Lei 25.— M., 1/2 Leder 37.50 M. Verlag Dr. Fritz Fikentscher, Leipzig 1925.

**Neubert,** Dr. **Waltraut,** Das Erlebnis in der Pädagogik. Göttinger Studien zur Pädagogik Bd. 3. Br. 2.— M. 60 S. Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1925.

**Niedermayer, Oskar von,** Unter der Glutsonne Irans. Br. 7.— M., geb. 10.— M. 331 S. u. einer Karte. Einhorn-Verlag, Dachau b. München 1925.

**Obenauer, Karl Justus,** Hölderlin Novalis. Br. 6.50 M., 1/1 Lei. 9.— M. 291 S. Eugen Diederichs, Jena 1925.

**Ottmann, Franz,** Schönbrunn. (Ein Gespräch.) Geb. 8.— M. 20 S. und 12 Org. Lith. v. Franz Windhager. Verlag Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien 1925.

**Otto, Rudolf,** Zur Erneuerung und Ausgestaltung des Gottesdienstes. Geb. 3.50 M. Verlag Alfred Töpelmann, Gießen 1925.

**Otto, Rudolf** u. **Mensching, Gustav,** Chorgebete (mit Anhang). Kart. 1.50 M. Verlag Alfred Töpelmann, Gießen 1925.

**Pakull, H.,** Am Taufstein heimatlicher Straßennamen. Moabiter Heimatbücher Bd. 6. Br. 1.20 M. 59 S. L. Oehmigkes Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925.

**Pakull, H.,** Heimat und Heimweh. Lesestoff für das 5.—8. Schuljahr zur Heimatkunde der Seele. Geb. 1.80 M. 88 S. L. Oehmigkes Verlagsbuchhandlung, Berlin, o. J.

**Paul, Jean,** Auswahl von Josef Müller. Geb. 2.80 M. 147 S. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg, München u. Berlin 1925.

**Paul, Jean,** Ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen v. Ernst Hartung. (Die Bücher der Rose.) Kart. 4.— M. 480 S. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1925.

**Peutz, Arthur J.,** Auf dem Wege zu einer christlichen Soziologie. (Aus d. Englischen v. Otto Eccius.) Br. 3.60 M. 212 S. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1924.

**Philippson, Alfred,** Das fernste Italien. Geographische Reiseskizzen und Studien mit 17 Tafeln u. 3 Plänen. Geb. 6.30 M. 249 S. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1925.

**Po Chü-i,** Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers, übertragen von L. Woitsch. Mit Illustrationen v. Richard Hadl. Preis nicht mitgeteilt. 110 S. Verlag der Asia Major, Leipzig 1925.

**Polo, Marco,** Am Hofe des Großkhans. Geb. 2.50 M., 1/1 Lei. 3.50 M. 158 S. F. A. Brockhaus, Leipzig 1924.

**Quade,** Dr. **F.,** Seelische Mächte i. Diesseits u. Jenseits. (Slg. Werdende Wissenschaft Bd. 9.) Br. 2.— M. 104 S. Pyramidenverlag Dr. Schwarz u. Co. G. m. b. H., Berlin W 57, 1925.

**Rade, Martin,** Glaubenslehre II, Christus. Geb. 4.— M. Leopold Klotz, Gotha 1926.

**Radolovic, Konstantin**, Die letzten Fundamente der Humeschen Erkenntnistheorie. Preis nicht mitgeteilt. 53 S. Leuschner u. Lubensky, Graz 1925.

**Radolovic, Konstantin**, Vitalismus und Mechanismus. Preis nicht mitgeteilt. 16 S. Verlag Leuschner u. Lubensky, Graz 1922.

**Rasmussen, Knud**, Rasmussens Thulefahrt. 2 Jahre i. Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. Lief. 1, 68 S (Das ges. Werk ca. 700 S.). Preis nicht mitgeteilt. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 1926.

**Ravizza, Alessandrina**, Meine kleinen Diebsjungen. Mit einem Nachruf von Ada Negri. Geb. 4.— M. 113 S. Verlag Orell Füßli, Zürich, Leipzig 1925.

**Richter, E.**, Wie wir sprechen. (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 354.) Geb. 2.— M. 134 S. 2. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1925.

**Rinteln, Fritz Joachim von**, Pessimistische Religionsphilosophen der Gegenwart. Geh. 6.— M. 227 S. Verlag Dr. Franz D. Pfeiffer u. Co., München 1924.

**Ritter, Gerhard**, Luther, Gestalt und Symbol. Pappe 4.— M., 1/2 Lei. 5.— M. 164 S. F. Bruckmann A. G., München 1925.

**Russische Volksmärchen**, aus dem Russischen nacherzählt von: Xaver Graf Schaffgotsch: Bd. I: Die Fünf i. Handschuh u. a. Tiergeschichten. Bd. II: Siebenjahr u. a. wunderbare Erzählungen. Bd. III: Der Feuervogel (Sagen u. Abenteuer). Bd. IV: Schneeflöckchen (Gespenster u. Augenmärchen). Jeder Bd. mit 4 farb. Offsetbilder v. Ellen Beck. Pro Bd. 4.— M. 80 S. Alle Bände i. einem Gesamtband 1/1 Lei. 12.— M. Verlag Abel u. Müller, Leipzig 1925.

**Schaeffer, Albrecht**, Der verlorene Sohn (Komödie). 4.— M. 141 S. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1925.

**Schäfer, Wilhelm**, Der Rhein. Über 100 Abbild. (Slg. Vaterland.) Br. 3.50 M., geb. 1/2 Lei. 4.80 M. 96 S. Einhorn-Verlag, Dachau bei München, 1925.

**Schaukal, Richard von**, Jahresringe. (Neue Gedichte.) 1/2 Lei. 2.50 M. 139 S. Georg Westermann, Braunschweig 1922.

**Scheemann, Ludwig**, Lebensfahrten eines Deutschen. Geb. 9.— M. 410 S. Verlag Erich Matthes, Leipzig 1925.

**Scherrer, Ed.**, Psychologie der Lyrik und des Gefühls. Br. 4.80 M., geb. 6.— M. 196 S. Orell Füßli, Zürich, Leipzig 1925.

**Scherwatzky, Robert**, Erziehung zur religiösen Bildung. Preis nicht mitgeteilt. 194 S. Quelle u. Meyer, Leipzig 1925.

**Schlick, Moritz**, Allgemeine Erkenntnislehre. (Naturwissenschaftliche Monographien und Lehrbücher, 1 Bd.) Br. 18.— M., geb. 19.20 M. 375 S. 2. Aufl. Verlag von Julius Springer, Berlin 1925.

**Schmidt, Carl Pastor**, Evangelische Kirchen und kirchliches Gemeindeleben. Moabiter Heimatbücher Nr. 8. Br. —.90 M. 46 S. L. Oehmigkes Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925.

**Schmitz**, Dr. **Barthel**, Die Freiheit des Ich. Ein Beitrag zum System der Philosophie. Br. 3.50. 89 S. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin und Bonn 1925.

**Schneider, Manfred**, Italien. Kunst und Wanderfahrten. 1/2 Lei. 14.— M., 1/1 Lei. 16.— M. 365 S. Walter Hädecke-Verlag, Stuttgart 1925.

**Schober, Prof.** Dr. **Alfred**, Friedrich Fröbel als Führer zur Gegenwartspädagogik. Br. 4.— M., 1/1 Lei. 5.80 M. 280 S. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin.

**Schrempf, Christoph**, Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Geh. 4.50 M., geb. 6.— M. 213 S. Frommanns-Verlag, Stuttgart 1925[2].

**Schubert, Hans von**, Goethes religiöse Jugendentwicklung. Geh. 2.— M. 75 S. Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1925.

**Schult, Johannes**, Das Jugendproblem. Br. —.75. 88 S. Arbeiterjugendverlag, Berlin 1924.

**Schwarz, Ernst**, Beiträge der Lehre von der intellektuellen Phantasie. Preis nicht mitgeteilt. 84 S. Leuschner u. Lubensky, Graz 1925.

**Schwarz, Prof.** Dr. **M. von** und **Dannemann**, Dr. **F.**, Die Eisengewinnung von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. (Slg. Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen, herausgeg. v. Dr. F. Dannemann.) Br. 1.60 M. 51 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

**Schweitzer, Albert**, Kulturphilosophie. Bd. I/II. 2. Aufl. Bd. I: Verfall und Wiederauf-

bau d. Kultur. Bd. II: Kultur u. Ethik. Bd. I: 65 S., br. 2.— M., geb. 2.80 M. Bd. II: 280 S., br. 5.50 M., geb. 7.— M. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1925.

**Saussaye, Chantepie de la,** Lehrbuch der Religionsgeschichte. Herausgeg. v. Alfred Bertholet und Edvard Lehmann. 10. Lieferung. II. Bd. Bogen 25—31. 3.— M. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

**Saussaye, Chantepie de la,** Lehrbuch der Religionsgeschichte. Herausgeg. v. Alfred Bertholet und Edvard Lehmann. 11./12. Lieferung, Schluß d. II. Bdes. Bogen 32 bis 46 u. Titelbogen. 6.— M. (Subskr.-Preis.) Verlag v. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

**Siebe, Josephine,** Lene Kellermann. Erzählung f. junge Mädchen. Illustriert v. R. Passaglia. Geb. 4.50 M. 130 S. Orell Füßli, Zürich, Leipzig 1925.

**Silbernagel,** Dr. **E.,** Die Astronomie von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag. (Slg. Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen, herausgeg. v. Dr. F. Dannemann Nr. 2.) Br. 1.80 M. 64 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

**Simon, Gottfried,** Die Welt des Islam und die neue Zeit. Br. 2.50 M. 133 S. Die Aue, Verlag in Wernigerode.

**Sitte, Heinrich,** „Johann Sebastian Bach" als „Legende" erzählt. Preis nicht mitgeteilt. 134 S. Verlag Erich Reiß, Berlin 1925.

**Söderblom, Nathan,** Einigung der Christenheit. O. Pr. 220 S. 2. Aufl. C. Ed. Müllers-Verlag (Paul Seiler), Halle a. S. 1925.

**Speiser, Andreas,** Klassische Stücke der Mathematik. Br. 7.20 M., 1/1 Lei 9.60 M. 170 S. Verlag Orell Füßli, Zürich u. Leipzig 1925.

**Spoerri, Theophil,** Professor an der Universität Zürich, Von der dreifachen Wurzel der Poesie. Br. 2.40 M., 1/2 Lei. 3.60 M. 30 S. Verlag Orell Füßli, Zürich, Leipzig 1925.

**Spranger, Eduard,** Kultur und Erziehung. Geb. 7.— M. 251 S. 3. teilw. veränderte Auflage. Quelle u. Meyer, Leipzig 1925.

**Stange,** Lic. **Erich,** Herausgeber, Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. I. 1/2 Lei. 12.— M. 250 S. Felix Meiner, Leipzig 1925.

**Stange,** Lic. **Erich,** Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Br. 1.80 M. 80 S. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26, 1925.

**Steiner, Paula,** Herausgeber, Lovis Corinth dem Ostpreußen. Mit Beiträgen von Univ. Prof. Dr. Haendke, Prof. Arthur Degner, Vorstandsmitglied der Berliner Sezession, Dr. Ludwig Goldstein, Prof. Dr. h. c. Lovis Corinth †. Geb. 7.50 M. 99 S. Gräfe und Unzer-Verlag, Königsberg i. P. 1925.

**Stieler, Georg,** Nikolaus Malebranche. (Slg. Frommanns Klassiker der Philosophie.) Bd. XXIV. 174 S. Fr. Frommanns-Verlag (H. Kurtz), Stuttgart 1925.

**Stöffel, Adam,** Von Freiheit und Vaterland. Drei Stücke aus den Schriften E. M. Arndts. (Dreiturmbücherei Bd. 11.) Geb. 1.60 M. 94 S. R. Oldenbourg-Verlag, München 1925.

**Thrasolt, Ernst,** Gottlieder eines Gläubigen. Geh. 2.— M., geb. 3.— M. 95 S. Vier Quellen-Verlag, Leipzig 1923² u. ³.

**Thylmann, Karl,** Die Furt (Gedichte). Br. 3.— M., geb. 4.— M. 78 S. Bärenreiter-Verlag, Augsburg 1922³.

**Tögel, Hermann,** Der Herr der Menschheit. (Der Werdegang der christl. Religion.) Bd. II. Geb. 10.— M. 291 S. Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig 1925.

**Tögel, Hermann,** Das Volk der Religion. (Der Werdegang der christl. Religion.) Bd. I. Geb. 7.80 M. 220 S. Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig 1925⁴.

**Tönnies, Ferdinand,** Thomas Hobbes Leben u. Lehre. Frommanns Klassiker d. Philosophie Bd. II. Br. 10.— M., geb. 12.— M. 316 S. 3. vermehrte Auflage Fr. Frommanns-Verlag (H. Kurtz), Stuttgart 1925.

**Troeltsch, Ernst,** Glaubenslehre, mit einem Vorwort v. Marta Troeltsch. Br. 13.— M., geb. 17.— M. 384 S. Verlag von Duncker u. Humblot, München u. Leipzig 1925.

**Utitz, Emil,** Charakterologie. 1/1 Lei. 14.— M. 398 S. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1925.

**Vietzke,** Dr **Alexander,** Staatsbürgerkunde. (Bücher für Recht, Verwaltung u. Wirtschaft Bd. 17.) Geb. 3.— M. 255 S. Kameradschaft, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W 35, 1925.

**Vollrath, Karl Arthur**, La Plata Zick-Zack. Momente und Bilder aus dem Lande von Morgen. Geb. 4.50 M. 175 S. Verlagsanstalt Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt a. O. 1925.

**Wahl, Hans**, Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Br. 6.50 M., geb. 1/1 Lei. 10.— M. 268 S. Einhorn-Verlag in Dachau bei München 1925.

**Wallau, René Heinrich**, Die Einigung der Kirche. Br. 10.— M., geb. 12.— M. 355 S. Furche-Verlag, Berlin 1925.

**Weber**, Dr. **Reinhard**, mit einem Vorwort v. Prof. Dr. F. Tönnies, Konsumgenossenschaften und Klassenkampf. (Slg. Soziale Organisationen der Gegenwart, Forschungen u. Beiträge. Herausgeg. v. Prof. Dr. E. Grünfeld, Halle a. S.) Br. 8.25 M. 198 S. H. Meyers Buchdruckerei, Abtlg. Verlag, 1925.

**Werner, Otto Ernst**, Lehre der Tatsachen über Wesen und Ursprung, Gang und Ziel der Welt. Geb. 7.50 M. 312 S. In Kommission bei Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1925.

**Wiechmann, H. A.**, Der frohe Wandersmann. Geb. 6.— M. 95 S. II. Aufl. Verlag Hermann A. Wiechmann, München 1925.

**Wilhelm, Richard**, Kung-Tse. Leben u. Werk. Br. 8.— M., geb. 10.— M. 210 S. Fr. Frommann, Stuttgart 1925.

**Winkler**, Dr. **Friedrich**, Das Problem der Internatserziehung in Vergangenheit und Gegenwart. Br. 2.— M. 248 S. Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer, Pädagogische Stiftung Cassianeum, Donauwörth 1925.

**Wünsch**, Lic. theol. **Georg**, Theologische Ethik. (Slg. Göschen Bd. 900.) Geb. 1.25. 126 S. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W 1925.

**Wuttke, Adolf**, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Geb. 12.— M. 536 S. Verlag Moritz Ruhl, Leipzig 1925.

**Zillinger, Wilhelm**, Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. (Dreiturmbücherei Bd. 3.) Geb. 1.60 M. 68 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

**Zillinger, Wilhelm**, Von der Kunst der Griechen. Slg. Dreiturmbücherei Bd. 12. Geb. 1.60 M. 95 S. R. Oldenbourg-Verlag, München 1925.

**Zyrill Fischer, Franziskaner**, Sozialistische Erziehung, mit einem Geleitwort von Kardinal Erzbischof Dr. Friedrich G. Pißl. Br. 2.90 M., 1/1 Lei. 3.80 M. 200 S. Verlag Typographische Anstalt, Wien 1926.

**Albrecht**, Dr. **Karl**, Struktur und Entwicklung des sachrechnerischen Bewußtseins. (Friedrich Mann's Pädag. Magazin Nr. 1064.) Br. 2.80 M. 108 S. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1926.

**Allekotte**, Dr. **G.**, Entwicklung der Rheinischen Musik. (Kulturkunde in Schule und Haus, Reihe I. Bd. 8.) Br. 1.40 M. 74 S. A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn 1925.

**Althaus**, D. **Paul**, Staatsgedanke und Reich Gottes. (Schriften zur politischen Bildung.) IX. Reihe. Christentum. Heft 1. Br. 2.10 M. 108 S. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1926.

**Barth, Hermann von**, Einsame Bergfahrten. (Bücher der Bildung, Band 21.) Geb. 4.— M. 230 S. Verlag Albert Langen, München 1926.

**Bauch, Bruno**, Der Geist von Potsdam und der Geist von Weimar. (Eine Rede.) 1.80 M. 30 S. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1926.

**Beck, James M.**, Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Br. 8.— M., geb. 10.— M. 438 S. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1926.

**Belt, J. C. van**, Das Ende des Ringens. Die Jahre des Krieges 1917 und 1918. Br. 5.— M. 129 S. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1926.

**Benkard**, Dr. **Ernst**, Andreas Schlüter. (Meister der Plastik.) Geb. 6.— M. 72 S. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1925.

**Benz, Carl**, Lebensfahrt eines deutschen Erfinders. 1/1 Lei. 8.— M. 151 S. Koehler & Amelang, Leipzig 1925.

**Bergmann, Carl**, Der Weg der Reparation. 1/1 Lei. geb. 15.— M. 409 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Abtlg. Buchverlag, Frankfurt a. M. 1926.

**Berkeley**, Philosophisches Tagebuch, herausgeg. v. Andreas Hecht. (Philos. Bibliothek, Bd. 196.) Br. 7.— M., geb. 8.50 M. 173 S. Felix Meiner, Leipzig 1926.

**Bernheim, Prof.** Dr. **Ernst**, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. (Slg. Göschen,

Bd. 270.) 1.50 M. 182 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1925. 3. u. 4. Aufl.

**Besse,** Dr. **Karl,** Der deutsche Rhein. (Slg. Volksabende Nr. 53.) Br. 1.— M. 31 S. Friedrich Emil Perthes, Gotha 1926.

**Beyse, Otto,** Hildesheim. (Deutsche Lande, Deutsche Kunst.) 6.— M. 33 S. plus 78 Abbildungen. Deutscher Kunstverlag G. m. b. H., Berlin 1926.

**Blunck, Hans Freerk,** Vun wilde Keerls in' n Brook, Neue plattdeutsche Märchen. (Deutsche Volkheit.) Geb. 2.— M. 78 S. Eugen Diederichs, Jena 1926.

**Bohnagen, Alfred,** Propaganda, Ein Buch zu allen Zeiten und Gelegenheiten für Buchhändler, Verleger und fachverwandte Berufe. Br. 2.— M. 48 S. Elster-Verlag, Leipzig 1925.

**Bonn, M. J.,** Amerika und sein Problem. Br. 3.— M., geb. 3.75 M. 176 S. Meyer & Jessen, München 1925.

**Bräuning-Oktavio, Hermann,** Der Erstdruck von Goethes Götz von Berlichingen, Geb. 35.— M., 1/2 Led. 43.50 M. 30 S. L. C. Wittichsche Hofbuchdruckerei, Darmstadt 1926.

**Brecker,** Dr. **Fritz,** Ludwig Richter und Goethe. Kart. 3.— M. 63 S. B. G. Teubner, Leipzig 1926.

**Bücken,** Dr. **Ernst,** Musikalische Charakterköpfe. 1/1 Lei. 4.— M. 182 S. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig o. J.

**Bühler, Johannes,** Die Hohenstaufen (Slg. Deutsche Vergangenheit.) **Preis nicht mitgeteilt.** 587 S. Insel-Verlag, Leipzig 1925.

**Burkhardt,** Dr. **Hans,** Musikalische Durchdringung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen. (Ziele und Wege der Deutschkunde, Heft 8.) Br. 2.70 M. 74 S. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1925.

**Busse-Wilson, Elisabeth,** Stufen der Jugendbewegung. Br. 4.— M., geb. 5.50 M. 146 S. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1925.

**Chesterton, G. K.,** Der Mann der zuviel wußte. Br. 6.— M., geb. 8.50 M. 483 S. Musarion Verlag, München 1925.

**Chesterton, G. K.,** Was unrecht ist an der Welt. Essays. Br. 4.— M., geb. 4.— M. 309 S. Musarion Verlag, München 1924.

**Cohn, Jonas,** Befreien und Binden, Zeitfragen der Erziehung. Geb. 8.— M. 208 S. Quelle & Meyer, Leipzig 1926.

**Conrad,** D. Dr., Nationaler Volkstrauertag (Volksabende Nr. 55.) Br. 1.— M. 15 S. Friedrich Emil Perthes, Gotha.

**Cornelius, Hans,** Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Br. 7.20 M., geb. 9.60 M. 152 S. Verlag d. phil. Akademie, Erlangen 1926.

**Curtius, Ernst Robert,** Französischer Geist im neuen Europa. **Preis nicht mitgeteilt.** 371 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925.

**Dauthendey, Max,** Letzte Reise; Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. **Preis** nicht mitgeteilt. 584 S. Verlag Albert Langen, München 1925.

**Demartial, G.,** Die Mobilmachung der Gewissen. Kart. 8.— M. 266 S. Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1926.

**Deuchler,** Dr. **G.,** Möglichkeiten und Grenzen der experimentellen Pädagogik. (Friedr. Manns Pädag. Magazin Nr. 1059.) Br. —.80 M. 34 S. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1926.

**Driesch, Hans,** Grundprobleme der Psychologie. Ihre Krisis in der Gegenwart. Br. 9.50 M., 1/2 Led. 12.— M. 249 S. Verlag Emanuel Reinicke, Leipzig 1926.

**Eichenwald, J. J.,** Zwei Frauen, Die Gräfin Tolstoj und Frau Dostojewskij. Br. 4.— M., geb. 6.— M. 254 S. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel und Toeche, Berlin 1926.

**Eleutheropulos,** Dr. phil. **A.,** Die exakten Grundlagen der Naturphilosophie. Br. 4.80 M., geb. 6.— M. 116 S. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1926.

**Elsbach,** Dr. **A. C.,** Der Lebensgehalt der Wissenschaften. 1.20 M. 39 S. Walter de Gruyter & Co., Leipzig und Berlin 1926.

**Emerson, Ralph Waldo,** Die Weisheit des Lebensmuts. Geb. 2.25 M. 100 S. Verlag Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart 1926.

**Emmrich, Kurt,** Die unregelmäßigen Spielanfänge. (Veits Kleine Schachbücherei Bd. 5.) Br. 2.20 M. 72 S. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1925.

**Engelke, Gerrit,** Briefe der Liebe. Br. 2.40 M., geb. 3.60 M. Orplid-Verlag, München-Gladbach 1926.

**Erman, Heinrich,** Das große Bekenntnisbuch der deutschen Bodenreform Br. 1.— M. 90 S. Trowitzsch & Sohn G. m. b. H., Frankfurt a. O. 1926.

**Ermatinger, Emil,** Die deutsche Lyrik seit Herder. Bd. I: Von Herder bis Goethe, Bd. II: Die Romantik, Bd. III: Vom Realismus bis zur Gegenwart. Pro Bd. br. 7.— M., 1/1 Lei 9.— M., Bd. I 310 S., Bd. II 286 S., Bd. III 320 S. B. G. Teubner, Leipzig 1925. 2. Aufl.

**Ermatinger, Emil,** Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Br. 4.— M., geb. 5.60 M. 123 S. B. G. Teubner, Leipzig 1925.

**Essén, Rütger,** Zwischen der Ostsee und dem stillen Ozean. Geb. 10.— M., 335 S. Verlag Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M. 1925.

**Ewald,** Dr. **Ing. E.,** Im Flugzeug über Berlin. Br. 2.80 M. 31 S. u. 48 Abb. N. G. Elwerts Verlag, Marburg 1926.

**Fahrner, Rudolf,** Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft Nr. 25.) Br. 3.75 M. N. G. Elwerts Verlag, Marburg.

**Faßfel, Helmut,** Gespräche mit einem Gottlosen. Br. 4.20 M., geb. 6.— M. 214 S. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. 1926.

**Feiler, Arthur,** Amerika-Europa. Br. 8.— M., geb. 10.— M. 338 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 1926.

**Ferrero, Guglielmo,** Zwischen zwei Welten. (Ein Erlebnisroman.) Bd. I 366 S., Bd. II 224 S. Br. 13.— M., geb. 16.— M. Interritorialer Verlag „Renaissance“, Berlin, Wien, Leipzig.

**Fichte, Johann** Gottlieb, Politische Fragmente, neu herausgeg. u. eingel. v. Reinhard Strecker. (Philosophische Bibliothek Band 163.) Br. 5.— M., geb. 7.— M. 128 S. Felix Meiner, Leipzig 1925.

**Finckh, Ludwig,** Der Vogel Rock, 201 S. 1923. Rosen 153 S., 1924. Rapunzel o. J. 162 S. Der Rosendoktor o. J. 172 S. Die Jakobsleiter, 1920, 247 S. Die Reise nach Tripstrill, 1911, 171 S. Der Bodenseher, 1914, 200 S. 7 Bd. geb. 33.— M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin.

**Fleuron, Svend,** Der Graf auf Egerup. Roman. Br. 5.— M., geb. 8.— M. 256 S. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1925.

**Forst-Battaglia,** Dr **Otto,** Französische Literatur der Gegenwart. (Seit 1870.) 1/1 Lei. 9.50 M. 443 S. Dioskuren Verlag, Wiesbaden 1924.

**Foerster, Fr. W.,** Religion und Charakterbildung. Geb. 7.60 M. 464 S. Rotapfel Verlag, Zürich 1925.

**Frommel, Otto,** Der Silberfisch. 1/1 Lei. 4.— M. 235 S. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe , Baden, o. J.

**Fueter, Rudolf,** Das mathematische Werkzeug des Chemikers, Biologen und Statistikers. Br. 12.— M., 1/1 Lei. 14.40 M. 268 S. Orell Füßli, Zürich 1925.

**Galahad, Sir,** Die Kegelschnitte Gottes. (Horns Romane Nr. 1.) Br. 7.— M., geb. 10.— M. 546 S. Albert Langen, München 1926. 11.—15. Aufl.

**Galsworthy, John,** Justice (Slg. Student series Neue Folge Nr. 1). Geb. 1.80 M. 60 S. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1926.

**Galsworthy, John,** Der Patrizier. (Roman.) Preis nicht mitgeteilt. 400 S. Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1925.

**Gasser, Emil,** Grundzüge der Lebensanschauung Rainer Maria Rilkes. Br. 5.70 M. 241 S. Verlag Paul Haupt, Bern 1925.

**Gautier, Theophil,** Der Roman der Mumie. Br. 4.50 M., geb. 1/1 Lei. 6.50 M. 1/1 Leb. 13.— M. 332 S. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden 1926.

**Gautier, Theophil,** Spiritor, Br. 4.50 M., 1/1 Lei. 6.50 M., 1/1 Leb. 13.— M. 263 S. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden 1926.

**Gautier, Theophil,** Die Nacht der Kleopatra. Br. 4.50 M., 1/1 Lei 6.50 M., 1/1 Leb. 13.— M. 303 S. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden 1926.

**Gautier, Theophil,** Fortunio. Br. 4.50 M., 1/1 Lei. 6.50 M., 1/1 Leb. 13.— M. 279 S. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden 1926.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.
Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10.




Soeben erschien:

# Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1926

Unter redaktioneller Leitung von Dr. Hans Strodel
herausgegeben von Dr. Gerhard Lüdtke

## Dreiundvierzigster Jahrgang

Mit 4 Bildnissen. Oktav. 262 und 1257 Spalten.
In Leinen gebunden M. 18.—

Das unentbehrliche Nachschlagewerk hat in diesem Jahrgang entscheidende Reformen erfahren. Das Alphabet der Schriftsteller wurde durch Aufnahme von Redakteuren führender Tageszeitungen erweitert, die Listen der Verleger und der Zeitschriften auf den letzten Stand gebracht. Neu ist das Verzeichnis deutscher Übersetzer mit den Angaben der Sprachen, in denen die Übersetzertätigkeit ausgeübt wird. Die Darlegung des „Schriftwerkrechts" umfaßt nunmehr auch das internationale Urheberrecht sowie das österreichische und das schweizerische Urheber- und Verlagsrecht. — Alles in allem wurde stark auf die innere Vereinheitlichung des alten „Kürschner" hingearbeitet.

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10